

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Arno Bammé:
Die Normalität des Krieges
- Stefanie Eifler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik,
Dagmar Krebs:
*Die Methodenausbildung in soziologischen
MA-Studiengängen*
- Michaela Pfadenhauer, Stefanie Enderle,
Felix Albrecht:
Studierkulturen
- Nadine Sander, Miklas Schulz:
*Herausforderungen und Potentiale bei
online geführten Gruppendiskussionen*

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2015

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,

E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München,
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München,

E-Mail: stephan.lessenich@uni-muenchen.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,

E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.

Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,

Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,

D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,

Tel.: 0231/ 755 7135, Fax: 0231/755 6509.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.sociologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, 0 69/97 65 16-32, schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2,
72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel: 07071 9353-16, Fax: -3030

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);

Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	275
-----------------	-----

Identität und Interdisziplinarität

Arno Bammé Die Normalität des Krieges	277
---	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Stefanie Eifler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik, Dagmar Krebs Die Methodenausbildung in soziologischen MA-Studiengängen	292
---	-----

Michaela Pfadenhauer, Stefanie Enderle, Felix Albrecht Studierkulturen	314
--	-----

Nadine Sander, Miklas Schulz Herausforderungen und Potentiale bei online geführten Gruppendiskussionen	329
---	-----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	346
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Alter(n) und Gesellschaft	348
--	-----

<i>Sektion</i> Methoden der empirischen Sozialforschung	351
---	-----

<i>Sektionen</i> Soziologische Theorie	355
--	-----

<i>Sektion</i> Wissenssoziologie	360
--	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Johannes Weiß Lobrede auf Alois Hahn	363
Florian G. Mildenerger Rüdiger Lautmann zum 80. Geburtstag	368
Call for Papers	371
Denken über(-)denken • Analysing the global/regional/national/local divide • Sozialstruktur und Kultur • Religionssoziologie und soziologische Theoriebildung	
Tagungen	379
Arbeit jenseits der Rentengrenze – Zwischen ›Entpflichtung‹ und ›Unruhestand‹ • Der Mikrozensus als Datenquelle für die empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung • »Antikategorialer Imperativ« – Soziale Netzwerke verstehen und analysieren • Der ›practice turn‹ als Herausforderung sozial-konstruktivistischer Organisationsforschung • Lost in Perfection: Folgen und Grenzen von Optimierung in Kultur und Psyche	
Autorinnen und Autoren	387
Abstracts	389

Eurokrise und Griechenlandprobleme,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

haben zu einem Schub an ökonomiebezogenen Deutungen im Alltagsbewusstsein und in der öffentlichen Meinung geführt. Klarer geworden ist, dass man als Inhaber eines Sparbuchs nicht Eigentümer von Geld ist, sondern eine Forderung gegen eine Bank hat – was im Ernstfall ein erheblicher Unterschied sein kann. Oder dass jedem Guthaben irgendwo eine Schuld gegenüber stehen muss. Oder dass mit höheren Renditen zwingend größere Risiken verbunden sind.

Keineswegs so eindeutig ist, ob der individuelle Schaden ökonomischer Strategien privat zu tragen ist oder politisch absorbiert werden muss. Als Normalfall ist wohl anzunehmen, dass für privatwirtschaftliche ökonomische Entscheidungen privat einzustehen ist. Aber dieser Normalfall wird mindestens an zwei Stellen suspendiert: bei ökonomisch systemrelevanten Akteuren und bei solchen, die man politisch nicht ignorieren kann. Die strukturellen Zwänge »oben«, die zu schonender Behandlung systemrelevanter Banken führen, kennt man. Den politischen Druck von »unten«, vom Kapitalmarkt verursachte Schäden politisch zu kompensieren, wird man noch kennen lernen. Das ist meine Vermutung, da es hier um Anlage- und Vorsorgeformen geht, für die man sich zwar privat entscheidet, zu denen man aber staatlich animiert, wenn nicht gar genötigt wird. Dazu kommt, dass es dabei oft um existentielle Probleme geht; um Altersarmut durch unzureichende Zinsniveaus, zum Beispiel. Die Teilumstellung der Alterssicherung auf Kapitaldeckung, als Staatsentlastung gedacht, produziert Schäden, die den Staat belasten werden. Man sieht, dass Grenzen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen – hier: zwischen Ökonomie und Politik – nicht immer schon feststehen, sondern interessengeleitete Akteurskonstruktionen sind.

Unübersichtlicher wird es, wenn es um das Verständnis von (makro-)ökonomischen Zusammenhängen, etwa im Zuge der Griechenlandprobleme, geht. Hier bieten sich drei Komplexe ökonomischen Wissens als Untersuchungsobjekte an: Erstens die journalistische Aufbereitung, zweitens die Debatten in Blogs und Kommentarfunktionen und drittens die ökonomische Expertise mit wissenschaftlichem Anspruch.

All das ist ökonomisches Wissen, wenn man darunter Wissensbestände versteht, die sich ihrem eigenen Verständnis nach auf wirtschaftliche Fragen

beziehen. Wirtschaftliche Fragen sind solche, die sich im Kern um Knappheit drehen. Mit Blogs erfasst man natürlich kein repräsentatives Bild ökonomischer Realitätsdeutungen. Es wird aber erkennbar, in welcher Weise wirtschaftliche, politische, moralische, mentalitäts- und rassenlogische Elemente zu Wirklichkeitsbildern kombiniert werden, und wie öffentliche Diskurse unter der Last der Komplexität ihrer Gegenstände kollabieren. Von hier führt ein direkter Weg zur Diskussion der Vereinbarkeit von (kapitalistischer) Ökonomie und Demokratie.

Wirtschaftsjournalismus steht im Spannungsfeld zwischen der Komplexität des Gegenstands und dem Bemühen, anschaulich zu sein. Darum hantiert man mit Beispielen und schließt an Denkweisen aus der Lebenswelt potentieller Rezipienten an. Also wird die »schwäbische Hausfrau« als Benchmark eingeführt, oder private und öffentliche Verschuldung über einen Kamm geschoren. Das führt zu einer vulgarisierten mikroökonomischen Sichtweise und dazu, dass man das Explizieren makroökonomischer Zusammenhänge für professorales Geschwätz, überflüssig und nervig hält. Im Falle der Griechenlandkrise bringt das manchen Journalisten den zusätzlichen Ertrag, dass sie sich mit den Mächtigeren (EU-Finanzministern) identifizieren und den Neid auf einen, der ein Motorrad hat, keine Krawatten trägt und gerne von Journalistinnen interviewt wird, ausleben können.

Was macht die Ökonomie so faszinierend? Ihr ungeklärter epistemologischer Status, dessen erfolgreiche Verteidigung und der Erfolg, den sie diesem Status verdankt. Einerseits beansprucht die Ökonomie, Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Andererseits überprüft sie ihre Aussagen nicht an der Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit an ihren Aussagen. Entscheidener als die Soziologie versucht die Ökonomie praktisch zu werden. Mit dieser Attitüde der Kritischen Theorie ähnlich, sucht sie doch völlig andere Wege in die Praxis: erstens technische Empfehlungen, dabei hilft Nähe zu politischer Macht; zweitens Performativität, das erfordert die Einrichtung und Absicherung von *epistemic communities* und öffentliche Präsenz.

Schließlich: Gibt es Unterschiede im ökonomischen Wissen, die quer zu Systemgrenzen liegen? Der Economist geht von einer deutschen Ökonomie mit speziellen Obsessionen aus. Stimmt das im internationalen Vergleich? Und falls es stimmt: Was sind die Ursachen?

Man wird den Kolleginnen und Kollegen aus der Ökonomie sehr schonend beibringen müssen, dass sie faszinierende Untersuchungsobjekte sind.

Ihr

Georg Vobruba

Die Normalität des Krieges

Ein blinder Fleck der Soziologie

Arno Bammé

I.

Alle Menschen möchten in Frieden leben. Und doch werden ständig Kriege geführt. Offensichtlich gehört der Krieg zu den Elementarerscheinungen zwischenmenschlichen Zusammenlebens und ist, unabhängig von Raum und Zeit, im tiefsten Wesen des Menschen verankert (Mohrs 1995). Auf die Frage, warum es keine kulturelle Überformung, wie Bildung und Erziehung sie darstellen, bislang vermochte, die Menschen von Krieg und Massenmord abzuhalten, obwohl doch alle Menschen für den Frieden und gegen den Krieg sind, lautet die Antwort der Evolutionstheorie (Mohr 1987: 79ff.): Der Mensch sei genetisch auf das Überleben in überschaubaren Kleingruppen unter den Überlebensbedingungen des Pleistozäns eingerichtet. Sein evolutionäres Erbe, insbesondere seine »kollektive Aggressionskompetenz«, der Destruktionstrieb »zum Hassen und Vernichten«, wie Freud ihn bezeichnet (2000: 282), setze seinem Verhalten noch auf lange Sicht bestimmte, nicht überschreitbare Grenzen. Merkwürdigerweise ist Krieg, anders als in der Evolutionstheorie, nie zu einem Thema der Soziologie geworden. »Kriegsverdrängung« und »Kriegsvergessenheit« (Joas, Knöbl 2008) sind geradezu ein Charakteristikum moderner Gesellschaftstheorien. Während die Darstellung des Krieges sowohl in der Belletristik (exemplarisch Jünger 1920; Remarque 1929) als auch in der Publizistik (exemplarisch Bartsch et al. 2008; Schönberger 2014) einen breiten Raum einnimmt, ist er als Thema in der

Soziologie kaum präsent. Dabei hätte sich ja angeboten, die extremen Verhaltensweisen und Erfahrungen des Kriegsgeschehens zu nutzen, um beispielsweise herkömmliche handlungstheoretische Modelle darauf hin zu überprüfen, was aus Extremsituationen für das »normale« Handeln der Menschen gelernt werden kann, wie wichtig etwa Sicherheit, Eindeutigkeit und Vertrauen für die reibungslose Bewältigung von Alltagssituationen sind.

Für Welzer hängt diese Abstinenz mit der Struktur sozialwissenschaftlicher Disziplinen zusammen. Eine seit zwei Generationen anhaltende Friedens- und Prosperitätsphase in den westlichen Ländern, dem vorrangigen Untersuchungsobjekt von Soziologen und mehrheitlich zugleich deren heimatliches Umfeld, habe dafür gesorgt, dass man Stabilität für das Erwartbare und Instabilität für die Ausnahme hält (Welzer 2008: 208). »Nach Ende des Zweiten Weltkriegs schienen stetiges Wachstum, Überwindung von Nationalismus und politische Stabilität der Normalfall. Aber das stimmt nicht. Das war ein Ausreißer in Europas Geschichte«, warnt der Journalist Wolfgang Böhm im Leitartikel der Wiener Tageszeitung »Die Presse« vom 8. Mai 2015. Die Geschichte Europas war immer »eine Abfolge von Phasen der Vereinheitlichung und der Aufsplitterung. Am Anfang und am Endpunkt dieser Phasen – das sollte dem Kontinent eine Warnung sein – standen fast immer Kriege« (ebd.: 1). Im Bewusstsein der Bevölkerung ist das lange verdrängt worden. Auch in den gegenwärtigen Gesellschaftstheorien von Habermas über Luhmann und Bourdieu bis Foucault hat die innere Widersprüchlichkeit der Moderne, wie sie sich in zwei Weltkriegen und staatlich organisiertem Massenmord äußerte, keinen Niederschlag gefunden, der ihrer Bedeutung angemessen wäre. Im Gegenteil, Kriege werden als extreme Ausnahmen, als vorübergehende Störungen eines insgesamt gewaltfreien zivilisatorischen Prozesses wahrgenommen. Joas und Knöbl führen diese, mit Freud zu sprechen, »Verdrängungsleistung« auf das Weltbild des in der europäischen Aufklärung wurzelnden Liberalismus zurück, das all diesen Theorien mehr oder weniger zugrunde liegt und nur gesellschaftlichen Fortschritt kennt. Eine dritte Deutungsvariante findet sich bei Mühlmann (1996: 6). Für ihn äußert sich in der Neigung, nicht über den Krieg zu sprechen, ein spezifisches Charakteristikum kultur- und geisteswissenschaftlichen Denkens, das Distanz hält zu den »Banalitäten des Alltags«. Es sei bezeichnend, dass die für den Westen prototypische Philosophie nicht über die aggressive, unterdrückende, kolonisierende Außenseite ihrer eigenen Kultur spreche. Diese Sprachlosigkeit gegenüber dem Krieg ließe sich als neue Definition der Philosophie benutzen. »Danach wäre Philosophie ein genau definierter

Kommunikationsbereich innerhalb von Kriegskulturen, dessen Symbolsystem so manipuliert worden ist, dass es sich nicht auf den Krieg beziehen kann« (ebd.). Ja, man könnte noch einen Schritt weiter gehen und

»epidemiologische Landkarten der Staaten Europas anfertigen und auf ihnen eintragen, wie stark in den verschiedenen Staaten die Kultur von der autonomen Philosophie geprägt ist und wie sehr sich die Nationen auf dem Gebiet des Krieges, der Kriegsverbrechen und des Völkermords hervorgetan haben« (ebd.).

II.

Die menschliche, insbesondere auch die abendländische Kultur ist massiv durch kriegerische Auseinandersetzungen geprägt worden. Nicht selten stellte der Krieg eine überaus wirksame kulturelle Triebkraft dar. Zur Vielschichtigkeit, insbesondere zur Emotionalität des Krieges »gehören die Liebe zum Vaterland und die Sehnsucht nach der Familie, Hass gegen den Feind, Stolz, Ehre und Schande, Angst und Schmerz, Verlust und Trauer. Emotionen wie diese können öffentlich inszeniert und instrumentalisiert werden, sie sind kollektiv und individuell erfahrbar, vor allem aber sind sie vielschichtig und widerstreitend« (Redlin, Neuland-Kitzerow 2014: 5). Mit dem Schwerpunktheft »Die unheimliche Aktualität des ersten Weltkriegs« (Wiegrefe 2014) leitete DER SPIEGEL im Januar 2014 eine Berichterstattung ein, in der dokumentiert wird, wie »der erste Weltkrieg noch heute die Politik« (ebd.: 28) der damals beteiligten und betroffenen Völker beeinflusst, unübersehbar ein Thema, das nach einer Bearbeitung durch Soziologen und Sozialpsychologen geradezu verlangt. Tatsächlich aber, wie gesagt, haben Kämpfe und Konflikte als nie und nirgendwo fehlende Begleiterscheinung der menschlichen und sozialen Entwicklung in der soziologischen Begriffsarchitektur keine nennenswerte Berücksichtigung gefunden. Für die Mehrzahl ihrer Theoretiker galt und gilt nach wie vor, dass sie, selbst wenn sie versuchten, eine systematisch angelegte Interpretation der Moderne vorzulegen, überraschenderweise fast immer dem Phänomen des Krieges vollständig oder weitgehend ausgewichen sind. Stattdessen erscheint

»bei ihnen, sofern sie an historischen Analysen überhaupt interessiert sind und sich nicht auf Momentaufnahmen der Gesellschaft oder flüchtige Zeitdiagnosen beschränken, die Geschichte der letzten Jahrhunderte als ein mehr oder weniger linea-

rer Differenzierungs- und Rationalisierungsprozess, ganz so, als ob der soziale Wandel stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in der Moderne nicht immer wieder Phasen massiver zwischenstaatlicher Gewalt gegeben hätte« (Joas, Knöbl 2008: 11f.).

Das ist umso verwunderlicher, als es zum Beispiel kaum einen Nationalstaat gibt, der seine Entstehung nicht kriegerischen Auseinandersetzungen verdankt. Oder, um ein anderes, zunehmend aktueller werdendes Beispiel zu nennen: Es gibt kaum soziologische Analysen über die sozialen Auswirkungen in der Kohärenz von Gesellschaften, wenn der Meeresspiegel um fünf Zentimeter steigen würde, also darüber, wie sich meteorologische Ereignisse als soziale Krisenereignisse darstellen (Migration, Ressourcenverknappung etc. bis hin zum Genozid). Im Gegensatz zu dieser Abstinenz unter Soziologen erklärte der US-amerikanische Rüstungskonzern Raytheon in einer Verlautbarung jüngst, dass sich »vermutlich wachsende Geschäftsmöglichkeiten ergeben, weil sich als Reaktion auf den Klimawandel das Verhalten und die Bedürfnisse der Konsumenten ändern«. Zu diesen Geschäftsmöglichkeiten gehören nicht nur der erhöhte Bedarf an Katastrophen-Hilfeleistungen durch das Unternehmen, sondern auch »ein Bedarf an militärischen Produkten und Dienstleistungen, weil aufgrund von Dürren, Überschwemmungen und Stürmen, verursacht durch den Klimawandel, Sicherheitsprobleme entstehen könnten« (zit. in Klein 2015: 18f.). Nach Angaben der UNO befinden sich gegenwärtig 48 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Diese Wanderungsbewegungen sind offensichtlich Vorboten für Dutzende von Kriegen (Rinke, Schwägerl 2012), aber es gibt keine soziologisch fundierten Vorschläge zur Ordnung der Welt für die Zeit nach diesen Wanderungsbewegungen. Dass der Krieg als gewaltige Transformationskraft, dass der Sachverhalt kriegerischer Überformungen von Gesellschaften in Sozialtheorien nicht vorkommt, erschwert es, blutige Auseinandersetzungen und unblutige Rivalitäten von Ethnien, Kulturen, etwa in Frankreich, als Hinweis auf die mögliche Zukunft permanenter Bürgerkriege in Europa (Enzensberger 1993) zu beschreiben und vernünftige, soziologisch durchdachte Gegenstrategien zu entwickeln. Noch bis Ende April 2014 hielten es 98 Prozent der Bevölkerung in Deutschland für völlig ausgeschlossen, dass es in Europa jemals wieder zu einem Krieg kommen könnte. Irritationen ergaben sich erst seit den Vorgängen in der Ukraine und in Nahost.

Würde man hingegen den Krieg in all seinen Erscheinungsformen vorbehaltlos als systematisches soziales Geschehen reflektieren, das heißt, nicht als Unglücksfall der Geschichte oder Rückfall in die Barbarei, sondern als

strategische, periodische Veranstaltung, käme man zu einem vergleichbaren Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklung wie Ulrich Beck mit dem Begriff des Risikos (1986). Der im liberalen Denken wurzelnde Geschichtsoptimismus wäre längst erschüttert worden, hätte man nur einen Blick auf die durch Kriege verursachten Friedhofslandschaften Europas geworfen. Denn »der Grund, auf dem Europa gebaut ist, sind seine Toten. Es genügt, ein wenig an der Oberfläche zu kratzen. Und da liegen sie, die Knochen und Metallsplitter, die Blindgänger, die Soldatenmarken, die Rosenkränze, die rostigen Essgeschirre, Orden und Gürtelschnallen« (Smolczyk 2015: 49). Deshalb, so Joas und Knöbl, sei die Auseinandersetzung mit Formen zwischenstaatlicher Gewalt nicht etwas, das man getrost der Subdisziplin »Militärsoziologie« überlassen und damit hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Sozialtheorie »exotisieren« könne.

»Vielmehr sind von der eingehenden Reflexion auf das Thema Krieg theoretische Weiterentwicklungen der Disziplin zu erwarten, zumindest Hinweise für den Bau einer empirisch aussagekräftigeren soziologischen Theorie und Theorie der Moderne. Denn ohne Einbeziehung des Krieges ist die nationalstaatliche – und nicht etwa: transnationale – Konstitution der Moderne ebenso wenig zu verstehen wie zahlreiche in der Neuzeit auftretende soziale und kulturelle Wandlungsprozesse. Revolutionen, Verschiebungen im Klassengefüge von Gesellschaften, die Ausdehnung und Universalisierung von Rechten oder Umbrüche in künstlerischen und ästhetischen Feldern sind Phänomene, die oft sehr eng mit den Folgen von Kriegen zu tun haben. Ignoriert man die Frage, welche Rolle militärische Konflikte für Entstehung und Gestalt der Moderne gespielt haben, muss das zwangsläufig zu Blindstellen in der soziologischen Analyse führen: Krieg, der vermutlich auch in Zukunft nicht verschwinden wird, lässt sich dann nämlich – wie dies eben immer wieder von liberalen Theoretikern suggeriert wurde – lediglich als barbarisches Relikt, als »Rückfall zivilisierter Gesellschaften auf längst überwunden geglaubte Kulturstufen begreifen und nicht als konstitutives Element der Neuzeit, als folgenreicher, das heißt den Geschichtsverlauf ändernder Einschnitt. Wenn die Soziologie weiterhin so argumentieren sollte, wenn sie die Bedeutung von Kriegen nicht begreift und diese weiterhin verdrängt, dann verschenkt sie einen wesentlichen Teil zeitdiagnostischen Potentials mit weitreichenden Folgen für die Zukunft der Disziplin« (Joas, Knöbl 2008: 14f.).

III.

Doch eine Ausnahme gibt es, noch kaum zur Kenntnis genommen, auch von Joas und Knöbl nicht, oder längst wieder vergessen: die 1929 erschienene, 703 Seiten starke »Soziologie des Krieges« von Rudolf Steinmetz (1862–1940), dem Begründer der Soziologie in den Niederlanden (»Amsterdamer Schule«) und der Soziographie. Für ihn ist der Krieg »eine der entsetzlichsten Erscheinungen der Menschheitsgeschichte« (Steinmetz 2014: VII) und zugleich »eine große Kulturmacht« (ebd.). Leidenschaftslos und mit Distanz analysiert er »den Krieg in seinen Ursachen, seiner Entwicklung und seinen Folgen«, um »seine Regelmäßigkeiten aufzudecken« (ebd.: VI). Dabei gilt ihm der erste Weltkrieg als »das bedeutendste Experiment, das je angestellt wurde, für die Prüfung aller Theorien und Auffassungen über den Krieg« (ebd.: V). In seinen Analysen grenzt er sich ab sowohl von den »naiven Illusionen« gut meinender Friedensapostel, denen er einen »getrübten Blick für die Tatsachen« (ebd.: 582, 614) vorhält, als auch von den Bellizisten, die er als »Panegyriker des Krieges« (ebd.: 5) bezeichnet und denen er Leichtfertigkeit und Verherrlichung der Gewalt vorwirft. Bereits 1899 hatte Steinmetz in einer 59 Seiten umfassenden Monographie »Der Krieg als soziologisches Problem« auf entsprechende Desiderate und Versäumnisse der Sozialwissenschaften hingewiesen; Ermahnungen, die er dreißig Jahre später wiederholt, wenn er schreibt:

»Dass der Krieg eine soziale Erscheinung ist, wenn auch von einer besonderen, antagonistischen Natur, lässt sich nicht leugnen, ebenso wenig, dass er eine ungeheure Rolle gespielt hat und noch spielt, und dass er direkt und indirekt in verschiedenster Richtung unzählige Einflüsse ausgeübt hat. Merkwürdig, ja unglaublich ist es aber, dass die Soziologie, ich meine die wissenschaftliche, sich so wenig mit ihm beschäftigt hat« (Steinmetz 2014: 1).

Wie bei vielen Autoren seiner Zeit entsprechen Steinmetz' Äußerungen nicht immer den Standards der heute üblichen *political correctness*. Was seine Studie aber besonders interessant macht, ist, dass sie zwar auf dem Erfahrungshintergrund des ersten, jedoch vor Beginn des zweiten Weltkriegs geschrieben wurde. Dadurch treten die Geburtswehen der sich konstituierenden Soziologie als Krisenwissenschaft noch deutlich hervor, weil in ihr, selbst in der Krise geboren, Themen mit einer beispiellosen Unbefangenheit diskutiert werden, was, zumindest im deutschen Sprachraum, nach den Erfahrungen des »Dritten Reiches« aus verständlichen Gründen auf lange Zeit kaum noch möglich scheint (vgl. Singer 1991). Für Steinmetz steht außer

Zweifel, dass es auch in Zukunft Kriege geben wird (2014: 276). Es wird sie geben, solange sich die Mentalitätsstruktur der Menschheit, die im Pleistozän ihre Wurzeln haben mag, nicht grundlegend ändert. Der Krieg ist ihm »nichts anderes als der Ausdruck, das Ergebnis der Menschenart, welche ungefähr dieselbe blieb und ist in allen Rassen, in allen Perioden der Entwicklung bis heute. Alle Religionen, alle Kultur und Moral, alle Umwälzungen, alle Erfindungen haben sie gar wenig geändert« (ebd.: 698). Und so steht für ihn außer Zweifel, dass mit dem Friedensvertrag von Versailles die Weichen gestellt wurden für den Ausbruch des nächsten, noch weitaus furchtbareren Krieges (ebd.: 551, 611). Dieser »künftige große Krieg wird noch rationeller, technischer und wohl auch intensiver geführt werden« als der frühere (ebd.: 532). Zweifellos konnte Steinmetz nicht die Irrationalitäten der nationalsozialistischen Kriegsführung voraussehen, aber dass sie ihren Ausgang zu einem wesentlichen Teil im Friedensschluss haben würde, in der Unfähigkeit der Politik der Siegermächte, die nichts anderes als eine »Fortsetzung des Krieges im Frieden« (ebd.: 611) bedeutete, war für ihn keine Frage.

Der erste Weltkrieg war für Steinmetz kein Rückfall in die Barbarei, sondern Ausdruck eben jener Zivilisation, in deren Rahmen er stattfand. Er wurde geführt »wie ein moderner technischer Großbetrieb: wissenschaftlich und rationell«. Er hatte »alle Züge dieser Zivilisation angenommen: der Geist, der ihn beseelte und seinen Charakter bestimmte, war derselbe, der unsere heutige Gesellschaft und unsere Wirtschaft im Prinzip beherrscht«. Die Intensität, durch die er sich auszeichnete, war »eine Folge seines kaufmännischen Charakters. Geschäft und Technik kennen keine Romantik, kein Erbarmen, keine Ermattung, so wenig wie Maschinen« (Steinmetz 2014: 517). Das Resümee, das Steinmetz aus seinen Analysen zieht, ist eindeutig:

»Der Geist unserer kapitalistischen Gesellschaft ist rationell, kalkulierend, technisch und kommerziell. Der Weltkrieg war seine kollektive, restlose Offenbarung. Wie wir, so er. Kaufmann, Großindustrieller und Bankier drücken unserem Gesamtleben den Stempel auf. Der Weltkrieg war ein Kampf aufs Äußerste zwischen zwei Riesen-trusts« (ebd.).

IV.

Neben den traditionellen »großen Kriegen« wird es in Zukunft vermehrt zu »kleinen Kriegen« kommen (aktuell dazu: van Creveld 1998; Waldmann 2003). Sie werden in bürgerkriegsähnlicher Form, zum Beispiel durch Anwerbung von »Mietsoldaten«, terroristisch geführt oder durch Einsatz von Hochtechnologie mit »kleinen Heeren« (aktuell hierzu: Kaldor 2000; Münkler 2002). Nicht länger steht »Zahl gegen Zahl«, sondern »Intellekt gegen Intellekt« (Steinmetz 2014: 553). Gleichermäßen entscheidend für Sieg oder Niederlage ist für Steinmetz »die Höhe der Widerstandsschwelle« (ebd.: 523) der in den Krieg involvierten Bevölkerung. Sie werde einen tiefgreifenden Einfluss auf die Dauer zukünftiger Kriege haben. Schmerzhaft mussten das die USA vier Dezennien später in Vietnam erfahren.

Verglichen mit früheren Kriegen, wird der moderne Krieg intensiver, technischer und rationeller geführt werden, »ganz so wie unsere produktive Arbeit« (ebd.: 532). Im modernen Krieg geht es nicht mehr darum, den Gegner zu vernichten, sondern ihn »dahin zu bringen, dass man ihm seinen Willen auferlegen kann. Sobald das erreicht ist, hört der Krieg auf « (ebd.: 524). Deshalb wird er intelligent geführt werden und sich in verstärktem Maße gegen die Zivilbevölkerung richten, gegen »die Zentren der Volkskraft, die Hauptstädte«. Deren »Widerstandsschwelle« zu brechen, einen »im Voraus nicht bekannten Prozentsatz der Bevölkerung« zu töten, einen »Teil des materiellen Besitzes« zu vernichten, den Mut zu brechen, den Siegeswillen zu lähmen, darin besteht das Ziel erfolgreicher Kriegführung. Die »Widerstandsschwelle« muss in kürzest möglicher Zeit, das heißt, mit dem »größtmöglichen, verbreitetsten Schrecken« überwunden werden. Der »ungeheure Schrecken des ganzen Krieges mit all seinem Jammer und Elend« könnte, dieser Logik folgend, »mit einem Mal beendet« werden, wenn es zum Beispiel gleich »zu Beginn des Feldzuges« gelänge, mit einer »verborgenen Mine 100.000 Mann in die Luft zu sprengen« (ebd.: 533). Es ist, als ob Steinmetz in diesem Szenario die Atombomben-Abwürfe über Hiroshima und Nagasaki vorausgeahnt hätte.

Überlegungen, die heute aus aktuellem Anlass auf der Tagesordnung stehen, finden bei Steinmetz, auch wenn er naturgemäß in den Denkmöglichkeiten seiner Epoche verbleibt, ihre ansatzweise Vorwegnahme, etwa wenn er die Möglichkeit diskutiert, dass an die Stelle der überkommenen Staaten »freie Vereinigungen« (ebd.: 612ff.) treten, um Kriege zu führen. Der Wandel des Verhältnisses von Markt und Staat durch die Entstehung hybrider

Mischstrukturen hat den Charakter und die Funktion von Kriegen tatsächlich entscheidend verändert. Der Zusammenbruch staatlicher Ordnung zum Beispiel in Teilen »Schwarzafrikas« und der arabischen Welt (Kippenberg 2008) führte eine Situation des Hobbeschen »Naturzustands« herbei (Hobbes 1984; 1991) mit Formen eines Gewaltgeschehens, das sich mit dem herkömmlichen Begriff des Krieges kaum noch fassen lässt (Enzensberger 1993). In dem Maße, wie die Sanktionsmöglichkeiten funktionierender Staatlichkeit fehlen, das heißt: ein durchsetzungsfähiges Gewaltmonopol, eine durchorganisierte Verwaltung, ein beherrschbares Staatsgebiet, in dem Maße ist auch keine geordnete Ökonomie als Basis gesellschaftlicher Reproduktion mehr möglich. In einer gewaltgeschädigten Wirtschaft ist der Raub die einzige mögliche Tätigkeit, die Gewinn verspricht (Jean, Rufin 1999). Individuelle und kollektive Akteure setzen in einer solchen historischen Situation Gewalt durchaus rational ein und haben keinerlei Interesse daran, diesem Zustand, von dem sie profitieren, ein Ende zu setzen.

Begleitet wird diese Entwicklung durch einen massiven Abbau stehender Massenheere in den hochentwickelten Industriegesellschaften des Westens zugunsten kleinerer, schlagkräftiger Berufsheere, wodurch erhebliches militärisches Potential freigesetzt wird, das nun auf dem Weltmarkt frei flottiert. Das betrifft nicht nur überzählig gewordene Waffen, sondern vor allem auch ausgebildetes Militärpersonal, das in großer Zahl neue Betätigungsfelder sucht. Hinzu kommt, dass in diesen Staaten die Kriegsführung sich immer stärker verwissenschaftlicht, also ohne Unterstützung durch zivile Spezialisten kaum mehr möglich ist. Der jüngste Militäreinsatz der USA und ihrer Verbündeten im Irak hat gezeigt, in welchem hohem Ausmaß die kriegführenden Staaten des Westens auf den militärischen »Input« von privaten Firmen angewiesen waren. Sowohl der Abschied von der Wehrpflicht wie die zunehmende Privatisierung und Vermarktung militärischer Gewalt dürften eine offensivere Kriegsführung westlicher Industriestaaten zur Folge haben und militärische Gewalt als probates Mittel der Politik wahrscheinlicher machen. Im Resultat wird es kaum noch zu Kriegen zwischen Staaten in Form von Massenschlachten kommen, sondern zu sogenannten *Low Intensity Conflicts*, in denen nichtstaatliche Gruppen versuchen, einen waffentechnisch überlegenen staatlichen Gegner mit flexibel gehandhabten Strategien, die vom Partisanenkrieg bis zum Terrorismus reichen, herauszufordern. An die Stelle der tradierten großen Kriege treten, wie gegenwärtig im Irak oder im

Jemen, kleine, aber nicht weniger grausame bürgerkriegsähnliche Scharmützel, die von den regulären staatlichen Streitkräften kaum zu gewinnen sind (van Creveld 1998; Waldmann 2003).

Kriege, die in dieser Form geführt werden, bieten ›Vorteile‹ für beide Konfliktparteien. Die nichtstaatlichen *Warlords* haben keinerlei Interesse ihn zu beenden, weil Raub bzw. der ihnen von Dritten gezahlte Sold die ökonomische Quelle ihrer machtpolitischen Reproduktion darstellt. Und für die westlichen Industriestaaten hat der Einsatz privater militärischer Kombattanten in Kampfsituationen, die Menschenleben kosten, selbst wenn das *Outsourcing* logistischer Leistungen finanziell nicht kostengünstiger ist, den Vorteil, dass sie in zweierlei Hinsicht von Legitimationsproblemen entlastet sind: Weder haben sie die durch den Einsatz privater Firmen verursachten Opfer unter der Zivilbevölkerung zu verantworten, noch sind tote Firmenangehörige gefallene Soldaten, um die man öffentlich trauern müsste (Joas, Knöbl 2008: 313).

In der neueren Diskussion sind insbesondere die negativen Effekte, die sich mit dem Begriff der »neuen Kriege« verbinden, in den Blick gekommen. Während Kriege in Europa früher auch positive Effekte nach sich zogen, weil zum Zwecke der Kriegsführung beispielsweise die Infrastrukturen ausgebaut werden mussten, ist derartiges in den »neuen Kriegen« kaum noch zu beobachten. Die Konflikte werden mit vergleichsweise billigen Waffen ausgetragen und die Finanzmittel kommen meistens von außen. Es wird keine zusätzliche Ökonomie für die Kriegsführung aufgebaut, vielmehr wird die bestehende Ökonomie gewalttätig.

»In den neuen Kriegen [...] wird die Gewalt zum beherrschenden Element der Tauschbeziehungen selbst – sei es, dass sie gekauft wird, um bestimmte Ergebnisse zu erzwingen, sei es, dass der Äquivalententausch durch erpresserischen Zwang oder offene Gewaltandrohung überlagert oder ersetzt wird. Während die klassischen Staatenkriege sich nicht mehr lohnen, weil die Gewaltanwendung für jeden der Beteiligten mehr kostet, als sie einbringt, sind die neuen Kriege für viele der Beteiligten so lukrativ, weil die Gewalt in ihnen kurzfristig mehr einbringt, als sie kostet – die langfristigen Kosten haben andere zu tragen« (Münkler 2002: 136).

Die Ermöglichung eines dauerhaften Friedens sieht Steinmetz letztlich an zwei Bedingungen geknüpft: an die Durchsetzung eines mit voller Souveränität ausgestatteten Weltstaates und an eine völlig veränderte Mentalstruktur der Menschheit (Steinmetz 2014: 296f., 503, 663, 678). Ihre Realisierung hält er auf abschbare Zeit für unwahrscheinlich. In dieser resignativen Einschätzung trifft er sich mit Sigmund Freud. Dieser hatte 1932 in einem Brief an Albert

Einstein formuliert: »Warum empören wir uns so sehr gegen den Krieg, Sie und ich und so viele andere, warum nehmen wir ihn nicht hin wie eine andere der vielen peinlichen Notlagen des Lebens? Er scheint doch naturgemäß, biologisch wohlbe gründet, praktisch kaum vermeidbar« (Freud 2000: 284).

V.

Krankheiten gehören zum Leben wie der Tod. Vieles spricht dafür, dass es sich mit kriegerischen Konflikten im Zusammenleben der Völker nicht anders verhält. Die im liberalen Denken der europäischen Frühmoderne wurzelnde Wunschvorstellung, dass friedliche Handelsbeziehungen nach und nach an die Stelle kriegerischer Auseinandersetzungen treten, hat sich als Illusion erwiesen. Ein Blick in die Geschichte der letzten zweihundert Jahre offenbart das genaue Gegenteil. Nur zu oft wurden Kriege gerade zwischen Handelsnationen geführt: um Absatzgebiete zu erobern und Einfluss-sphären zu sichern. Zudem hat sich die Produktion von Rüstungsgütern, die früher oder später zum Einsatz gelangen, und der Handel mit ihnen nicht nur als ein wesentlicher Innovationsfaktor in Wissenschaft und Technik erwiesen, sondern zugleich als einer der lukrativsten Investitionsbereiche der Weltwirtschaft. Der Krieg ist zu einem Geschäft geworden wie jedes andere auch. Eine Sozialtheorie der Moderne, die den Krieg als wesentliche Kultur-erscheinung ausblendet, mag über alles Mögliche reden, aber nicht über die Realität und Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Steinmetz ist da ganz eindeutig. Vehement wendet er sich gegen die von Adam Ferguson und Herbert Spencer vertretene und bis auf den heutigen Tag tradierte Ansicht des Liberalismus, dass Handel und Industrialisierung an die Stelle »militärischer Neigungen, Grausamkeiten und Gewalttätigkeiten« treten würden (Steinmetz 2014: 602ff.).

»Höchste wirtschaftliche Entwicklung und mächtige Kriegsgelüste sind [...] vereinbar, ja das erste führt bis jetzt das zweite notwendig mit sich [...] Die moderne Kultur hat bis jetzt nicht den Krieg unmöglich gemacht, den kriegerischen Sinn in keinem seiner Komponenten vernichtet. Industrialismus ist so gut wie Imperialismus eine moderne Erscheinung. Auf der Suche nach Rohstoffen und Absatzgebieten greift jedes große Volk zum Kriege: Frankreich, England, Deutschland, Amerika, Italien« (ebd.: 611).

Zweifellos, der Krieg, das ist kein appetitliches Thema, auch für Soziologen nicht. Aber eine dem Oberlehrer-Humanismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts verpflichtete Kultur- und Sozialtheorie, die davon abstrahiert, mag zwar dem schöngeistigen Seelenleben ihrer Schöpfer schmeicheln, mit der wirklichen Welt dort draußen hat sie jedoch kaum etwas zu tun. Das österreichische Nachrichtenmagazin »profil«, in Vielem dem deutschen SPIEGEL vergleichbar, hat am 18. August 2014 ein Schwerpunktheft zum Thema »Was wir vom Krieg nicht sehen wollen« veröffentlicht. Zur Schau gestellt werden darin Farbfotos

»aus Gaza, Syrien, dem Irak, der Ukraine und von anderen Konflikt-Schauplätzen, [welche] die Öffentlichkeit nie zu Gesicht bekommt, weil sie grausam, blutig und verstörend sind. profil zeigt, wie Kriege aussehen, wenn die Gewalt nicht nur indirekt dargestellt wird« (Feist, Fink, Treichler 2014: 46ff.).

Dem Editorial angeschlossen ist ein kurzer Hinweis: »Auf den folgenden Seiten sind Kriegsfotos abgebildet, die aufgrund ihrer Drastik verstören können. Deshalb wurden die Seiten ungeschnitten belassen und müssen mit der Schere geöffnet werden« (ebd.: 47). Am 2. April 2015 brachte ORF II in der Nachrichtensendung »Zeit im Bild« um 19 Uhr 30 einen Fernsehbericht über die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Kenia und Somalia mit dem Hinweis, dass wegen der Brutalität des Geschehens nicht das gesamte zur Verfügung stehende Filmmaterial gezeigt werden würde.

Dass Abscheuliches, Ekelhaftes und Verstörendes Teil der menschlichen und gesellschaftlichen Realität ist, stellt nicht nur für Soziologen eine Verhaltenszumutung dar, sondern trifft auch andere Professionen in ihrem Selbstverständnis. Ein Arzt etwa, der sich einem übel riechenden Krebsgeschwür konfrontiert sieht, wird, um in seinem Beruf handlungsfähig zu bleiben, relativ leidenschaftslos und distanziert zur Diagnose, Anamnese und Therapie schreiten müssen, unbeschadet seiner momentanen emotionalen Verfasstheit. Vergleichbare Professionalität wäre auch von einer realistischen Soziologie hinsichtlich des Krieges als regelhaft und systematisch betriebenen gesellschaftlichem Konfliktgeschehen, seiner Voraussetzungen und Folgen zu erwarten. Wie sonst auch sollten sich sozialwissenschaftlich fundierte Friedensinitiativen und vergleichbare Interventionen begründen lassen: ohne Diagnose, ohne Anamnese, ohne theoretisch begründete und empirisch fundierte Analyse? Gottfried Benn, zugleich Arzt und Lyriker, hat die Differenz zwischen handlungsfähiger Professionalität und emotionaler Betroffenheit, zwischen dem kalten analytischen Blick des Mediziners und der emotionalen persönlichen Abscheu

vor dieser Welt der Krankheit und Verwesung in seinem Gedicht »Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke« eindrucksvoll zur Geltung gebracht (Benn 1959: 96).

VI.

Man wird davon ausgehen können, dass die »Kriegsvergessenheit« der Soziologie mehrheitlich kein bewusst gesetzter Akt, sondern Folge einer Verdrängungsleistung ist. Doch einen Klassiker der Soziologie gibt es, der den Krieg als Thema seiner Disziplin bewusst ausschließt: Ferdinand Tönnies. Bei ihm entsteht das Soziale »nur aus dem gemeinsamen Wollen, also aus gegenseitiger Bejahung« (1931: 5). Konflikte im sozialen Leben verweist er in die Sozialpsychologie. Diese »Ausgrenzung« bedeutet allerdings nicht, dass Konflikte, Streit, Kampf, Krieg, negative Beziehungen überhaupt, aus der Soziologie verbannt werden müssen, wie es die Kritik unter Absehung von der spezifischen Begriffsarchitektur bei Tönnies nicht selten deutete. Tönnies erkennt die Realität destruktiver Beziehungen zwischen Menschen durchaus an, aber erst die Verneinung dieser »asozialen« Verhaltensweisen begründet für ihn das »Soziale«.

»Der Streit gehört ebenso wie die Einmütigkeit zur psychologischen Seite des menschlichen Zusammenlebens, die Zwietracht wie die Eintracht, der Krieg wie der Frieden, die Konkurrenz wie der Lohnkampf, wie der Vertrag und die Kooperation, gegenseitige Verneinung so gut wie gegenseitige Bejahung. Ja, insofern als gegenseitige Bejahung immer auf Soziologie hinweist, wengleich in dieser immer neue Elemente hinzukommen, so ist gegenseitige Verneinung, Zank und Zwietracht, Krieg und Hader, sogar das besondere abgeschlossene Gebiet der Sozial-Psychologie, ein Gebiet, das die Soziologie als ihren dialektischen Mutterschoß betrachten darf, durch dessen Verneinung sie zu ihrem Leben gelangt« (Tönnies 1926: 240).

In der Auseinandersetzung mit dem Philosophen und Sozialwissenschaftler Franz Staudinger, der Tönnies diesbezüglich kritisiert hatte, verdeutlicht Tönnies noch einmal, dass er seine Theorie ausdrücklich auf die Verhältnisse gegenseitiger Bejahung eingeschränkt habe:

»Das reine Gewaltverhältnis kommt daher bei mir nicht vor, es ist nach meinem Leitgedanken eben kein wirklich soziales Verhältnis. Nichts hat mir natürlich ferner gelegen, als die ungeheure Bedeutung zu verkennen, die Gewalt, Zwang (auch rechtloser), Feindschaft, Kampf von jeher und – wahrlich – bis auf den heutigen Tag und

solange Menschen Menschen sind, in ihrem Zusammenleben haben und haben werden. Es ist eben die negative, antisoziale Seite dieses Zusammenlebens. Das Zusammenleben selbst ist der Widerstand gegen diese Elemente, wie [...] das Leben die Gesamtheit der Funktionen, die dem Tode Widerstand leisten, ist« (Tönnies 1922: 69; ferner bereits 1921: 557ff.).

Nun mag es aus Ordnungserfordernissen der Theoriebildung in sich konsistent und logisch sein, den Krieg konzeptionell auszuschließen; aufgrund seiner sozialen Bedeutung scheint die Position von Steinmetz einleuchtender, Kämpfe und Konflikte, »ohne Rücksicht auf ihre Folge- und Begleiterscheinungen«, als eine zunehmend technologisch inszenierte Kulturerscheinung prominenter in die soziologische Begriffsarchitektur einzubauen.

Literatur

- Bartsch, M., et al. 2008: Exempel des Bösen. Junge Männer: Die gefährlichste Spezies der Welt. DER SPIEGEL, 62. Jg., Heft 2, 20–38.
- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benn, G. 1959: Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke. In K. Pinthus (Hg.), Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Hamburg: Rowohlt, 96.
- Böhm, W. 2015: 70 Jahre Ausnahmezustand. Die Presse, 8. Mai 2015, 1.
- Enzensberger, H. M. 1993: Aussichten auf den Bürgerkrieg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feist, C., Fink, A. G., Treichler, R. 2014: Was wir vom Krieg nicht sehen wollen. profil, 45. Jg., Heft 34, 46–57.
- Freud, S. 2000: »Warum Krieg?«. Brief an Albert Einstein im September 1932. Studienausgabe. Band IX. Frankfurt am Main: Fischer.
- Hobbes, T. 1984 [1651]: Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates. Hgg. von I. Fetscher. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hobbes, T. 1991 [1680]: Behemoth oder das Lange Parlament. Hgg. von H. Münkler. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jean, F., Rufin, J.-C. (Hg.) 1999: Ökonomie der Bürgerkriege. Hamburg: Hamburger Edition.
- Joas, H., Knöbl, W. 2008: Kriegsverdrängung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jünger, E. 1920: In Stahlgewittern. Berlin: Mittler & Sohn.
- Kaldor, M. 2000: Neue und alte Kriege. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klein, N. 2015: Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima. Frankfurt am Main: Fischer.
- Mohr, H. 1987: Natur und Moral. Darmstadt: WBG.

- Mohrs, T. 1995: Vom Weltstaat. Berlin: Akademie.
- Mühlmann, H. 1996: Die Natur der Kulturen. Wien, New York: Springer.
- Münkler, H. 2002: Die neuen Kriege. Reinbek: Rowohlt.
- Redlin, J., Neuland-Kitzerow, D. (Hg.) 2014: Der gefühlte Krieg. Emotionen im Ersten Weltkrieg. Dresden: Verlag der Kunst.
- Remarque, E. M. 1929: Im Westen nichts Neues. Berlin: Propyläen.
- Rinke, A., Schwägerl, C. 2012: Elf drohende Kriege: Künftige Konflikte um Technologien, Rohstoffe, Territorien und Nahrung. München: Bertelsmann.
- Schönberger, A. 2014: Schlachtfeldstudien. Warum führen wir Kriege? *profil*, 45. Jg., Heft 31, 66–74.
- Singer, P. 1991: On being silenced in Germany. *The New York Review of Books*, 38. Jg., Heft 14, 34–40.
- Smoltczyk, A. 2015: Die Endlager des Krieges. *DER SPIEGEL*, 69. Jg., Heft 17, 49–52.
- Steinmetz, S. R. 2014 [1929]: *Soziologie des Krieges*. Hgg. und mit einem Nachwort von A. Bammé. Marburg: Metropolis.
- Steinmetz, S. R. 1899: Der Krieg als soziologisches Problem. Amsterdam: Versluys.
- Tönnies, F. 1921: Franz Staudinger. *Konsumgenossenschaftliche Rundschau*, 18. Jg., Heft 52, 557–559.
- Tönnies, F. 1922: Zum Gedächtnis an Franz Staudinger. *Kölner Vierteljahreshefte für Sozialwissenschaften*, 2. Jg., Heft 1, 66–70.
- Tönnies, F. 1926: *Soziologische Studien und Kritiken*. Zweite Sammlung. Jena: Fischer.
- Tönnies, F. 1931: *Einführung in die Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- van Creveld, M. 1998: *Die Zukunft des Krieges*. München: Gerling.
- Waldmann, P. 2003: *Terrorismus und Bürgerkrieg*. München: Gerling.
- Welzer, H. 2008: *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wiegrefe, K. 2014: Der nahe ferne Krieg. *DER SPIEGEL*, 68. Jg., Heft 1, 28–37.

Die Methodenausbildung in soziologischen MA-Studiengängen

Bestandsaufnahme und Diskussion

Stefanie Eifler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik, Dagmar Krebs¹

Einleitung

Der vorliegende Beitrag widmet sich der Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen an deutschen Universitäten. Nachdem die »Arbeitsgruppe Lehre« der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sich in einem ersten Schritt mit einer Dokumentation und Bewertung der Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen Bachelor-Studiengängen beschäftigt hatte (Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs 2011), stehen in dieser Untersuchung Aspekte von Master-Studiengängen der Soziologie im Mittelpunkt.

Als Ausgangspunkt für die Betrachtung des Masterstudiengangs »Soziologie« muss zunächst geklärt werden, was unter Soziologie verstanden werden soll und welche Zielsetzungen sich daraus für das Soziologie-Studium ergeben.

Definiert man Soziologie als eine Wissenschaft, die gesellschaftliche Phänomene erklären und im idealen Fall auch voraussagen soll, dann muss – um in einer solchen Wissenschaft bestehen zu können – der/die Forscher/in

¹ Die Autoren bilden die AG Lehre der DGS-Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung. Die beiden erstgenannten Autoren sind darüber hinaus Mitglieder des Sektionsvorstandes. Die Sektion hat die AG Lehre im Jahre 2009 eingerichtet und sie beauftragt, die Situation der Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen Bachelor- und Master-Studiengängen zu dokumentieren und zu bewerten, sowie Vorschläge für die Gestaltung der Methodenausbildung zu entwickeln.

sich mit Theorien auseinandersetzen, die Methoden der empirischen Sozialforschung der Fragestellung entsprechend anwenden und die dabei erhobenen Daten nach den Regeln der Kunst analysieren können.

Wie sieht aber nun die Praxis an deutschen Universitäten aus?

Betrachtet man die Zielsetzung des Masterstudiengangs »Soziologie« im Rahmen der Modulhandbücher, so erscheint die Definition des Studienziels für den Master »Soziologie« zum Beispiel im Modulhandbuch des Instituts für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg wie folgt:

»(Der) Masterstudiengang Soziologie vermittelt eine fundierte Theorie- und Methodenausbildung auf dem aktuellen Stand der internationalen Fachdiskussion. Er vertieft die wissenschaftliche Grundausbildung des Bachelorstudiums und befähigt zu eigenständiger sozialwissenschaftlicher Forschungstätigkeit innerhalb und außerhalb der Universität.«²

Dieses Ziel soll folgendermaßen erreicht werden:

»Das Studienangebot ist forschungsorientiert und zeichnet sich durch eine breit gefächerte sozial- und gesellschaftstheoretische Fundierung sowie durch die Integration qualitativer wie quantitativer Methoden aus. Das Studium fordert die eingehende Auseinandersetzung mit klassischen und aktuellen Theorien, vermittelt differenzierte Kenntnisse qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden und übt sie im Rahmen von Forschungs- und Lehrprojekten ein.« (ebd.)

Entsprechend liest sich auch die Vorbemerkung für den Master-Studiengang »Soziologie« des Instituts für Soziologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg:

»Aufgabe der Soziologie als empirischer Wissenschaft ist die Analyse sozialer Phänomene in modernen Gesellschaften. [...] Diese Analyse wird wesentlich durch zwei Faktoren bestimmt: durch den theoretischen Zugang und durch die verwendeten Untersuchungsmethoden. Die theoretisch geleitete Formulierung von soziologischen Fragestellungen und ihre Umsetzung in ein empirisches Untersuchungsdesign, die Durchführung der Untersuchung sowie ihre Auswertung stehen folglich im Zentrum des explizit forschungsorientierten Masterstudiengangs »Soziologie« an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.«³

2 https://www.sozioogie.uni-freiburg.de/studium/studiengaenge/copy_of_masozioogie (Stand 2015, letzter Zugriff: 27. Februar 2015).

3 www.sozioogie.phil.uni-erlangen.de/studium/studiengaenge/master-soziologie/vorbemerkungen (Stand 2011, letzter Zugriff: 27. Februar 2015).

Beide Beschreibungen des Studienziels für Master-Studiengänge »Soziologie« wollen ein Verständnis dafür vermitteln, wie gesellschaftliche Phänomene in den Sozialwissenschaften erfasst, analysiert und interpretiert werden können. Hierzu bedarf es eines fundierten Wissens im Umgang mit Theorien auf der einen Seite und im Umgang mit einschlägigen Methoden der Datenerhebung sowie der Datenauswertung und/oder Dateninterpretation auf der anderen Seite. Denn zunächst muss eine theoretisch fundierte Fragestellung erarbeitet werden, bevor diese mit einem entsprechenden Forschungsdesign empirisch untersucht, quantitativ oder qualitativ analysiert und interpretiert werden kann.

Diese Zielsetzungen reagieren auf Anforderungen des Arbeitsmarktes. Dahinter steht die Frage: Was wird von Soziologen und Soziologinnen auf dem Arbeitsmarkt erwartet? Das Spektrum der Erwartungen umfasst die Untersuchung gesellschaftlicher Fragestellungen, die Interpretation sowie die Vermittlung der Ergebnisse, die Erklärung gesellschaftlicher Tatbestände oder Prozesse und die Umsetzung bzw. Übertragung von Forschungsergebnissen in den Alltag einer Gesellschaft. Damit unterstreichen die genannten Zielsetzungen den besonderen Stellenwert der Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen.

Folgende Anforderungen des Arbeitsmarktes beziehen sich auf den Bereich »Methodenkompetenz«:

- Theorie geleitete empirische Sozialforschung
- Erheben von Daten und Fakten
- Entstehung, Analyse und Interpretation von Daten
- Umgang mit Theorien
- Beurteilung der Güte von »Messungen«, von Forschungsdesigns usw.

Deshalb möchten wir die Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen (mit Stand von 2014/2015) entlang formaler und inhaltlicher Kriterien dokumentieren und diskutieren.

Die Auswahl der soziologischen Master-Studiengänge basiert auf einer Liste aller soziologischen Fachbereiche oder Institute an deutschen Universitäten, darunter drei Technische Universitäten. Nicht berücksichtigt wurden Privatuniversitäten und Fachhochschulen. Insgesamt wurden 35 Master-Studiengänge (26 Master-Studiengänge »Soziologie«, fünf Master-Studiengänge »Soziologie mit dem Schwerpunkt Methoden« und vier sozialwissenschaftliche Master-Studiengänge »Methoden« oder »Statistik«) in die Dokumentation und Bewertung einbezogen.

In Kapitel 1 werden die formalen Kriterien für die Beurteilung der Methodenausbildung in den Masterstudiengängen anhand der jeweiligen Ordnungen und Modulhandbücher untersucht, jeweils getrennt für die oben definierten drei Gruppen: »Soziologie«, »Soziologie mit dem Schwerpunkt (SP) Methoden« und die sozialwissenschaftlichen Master-Studiengänge »Methoden« oder »Statistik«.

Dazu beginnt das Kapitel mit einer Betrachtung der Zulassungsvoraussetzungen zum Master-Studium unter besonderer Berücksichtigung des Umfangs der geforderten Methodenkenntnisse. Es folgt eine Analyse der Methodenausbildung im Lichte der Modulhandbücher mit besonderer Berücksichtigung von Workload und Credits. Kapitel 1 endet mit der Darstellung der Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Schimank 2006), die auf die Gestaltung von soziologischen Master-Studiengängen von uns übertragen wurden.

In Kapitel 2 werden die inhaltlichen Kriterien für die Beurteilung der Methodenausbildung in den Masterstudiengängen – wiederum anhand der Modulhandbücher, getrennt nach den Bereichen »Datenerhebung«, »Datenanalyse« und »Lehrforschungsprojekt« – für die drei Typen des Master-Studiengangs untersucht. Ergänzt wird diese Analyse der Modulhandbücher durch eine Beschreibung des Masterstudienganges anhand zweier Beispiele.

In Kapitel 3 werden Empfehlungen für die Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen vorgestellt.

Exkurs

Für die Darstellung des Umfangs von Studieneinheiten stehen drei Maße zur Verfügung:

1. Anzahl der Semesterwochenstunden (SWS) als Maßeinheit für die wöchentlichen Präsenzzeiten der Studierenden in Lehrveranstaltungen;
2. Workload (WL) als Maßeinheit für den gesamten studentischen Arbeitsaufwand für eine Moduleinheit. Die Workload beinhaltet die Präsenzzeit in der Lehrveranstaltung und die Zeiten für studentische Vor- und Nachbereitungen der entsprechenden Lehrveranstaltung oder eines Moduls über ein Semester;
3. ECTS-Punkte (ECTS=European Credit Transfer System), kurz »Credit-Points« genannt, als Maßeinheit für die Leistungspunkte, die für den

Studienaufwand vergeben werden. Das ECTS-System soll eine Vergleichbarkeit über den europäischen Hochschulraum, also in jenen Ländern, in denen der Bologna-Prozess gilt, garantieren.

Ein Master-Studiengang umfasst 4 Semester. Dies entspricht einem Leistungsaufwand von 120 ECTS-Punkten. 2 SWS über die durchschnittliche Dauer eines Semesters von 15 Wochen ergeben eine Workload von 30 Stunden für die Präsenzzeit in der Veranstaltung und eine Workload von 30 bis X Stunden für Vor- und Nachbereitung der entsprechenden Veranstaltung. Je höher der Satz für das Selbststudium angesetzt wird, desto höher ist der Arbeitsaufwand, der den Studierenden für eine Veranstaltung zugebilligt wird. In einem Lehrforschungsprojekt kann das Verhältnis von Präsenz zu Selbststudium 1 zu 10 betragen, was bei einer Präsenz von 2 SWS (30 Stunden Workload) eine Gesamt-Workload von 330 Stunden bedeutet.

Die ECTS-Punkte wurden von der Kultusministerkonferenz⁴ für die universitäre Ausbildung in der Bundesrepublik Deutschland übernommen. 1 ECTS-Punkt entspricht einem Leistungsaufwand von 30 Arbeitsstunden. 60 ECTS-Punkte beschreiben den Arbeitsaufwand für ein akademisches Jahr. Hieraus ergibt sich eine Gesamtarbeitsbelastung von 40 Arbeitsstunden pro Woche bei 6 Wochen Jahresurlaub.

1. Dokumentation der soziologischen Master-Studiengänge unter formalen Aspekten

Mit einem Master in Soziologie sollen sich die Absolventen für eine Tätigkeit in der Sozialforschung qualifizieren. Aus diesem Grund müssen während des Master-Studiengangs Kenntnisse in soziologischer Theorie und Methoden vertieft werden. Damit die Studierenden in der Lage sind, diese Vertiefungsbereiche erfolgreich zu absolvieren und insbesondere in projektorientierte Lern- und Arbeitsformen einzumünden, müssen sie Grundkenntnisse in soziologischer Theorie und Methoden aus einem Bachelor-Studiengang mitbringen. Im Hinblick auf diese Grundkenntnisse werden bei der Zulassung zu einem Master-Studiengang von den Universitäten sehr unterschiedliche Voraussetzungen formuliert. Ebenso unterschiedlich sind die Anteile an soziologischer Theorie und Methoden, die in soziologischen Master-

4 Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 10. Oktober 2003 i. d. F. vom 4. Februar 2010

Studiengängen studiert werden müssen. Im Folgenden werden die Zulassungsvoraussetzungen für soziologische Master-Studiengänge sowie der Anteil der Methodenausbildung an soziologischen Master-Studiengängen dargestellt.

1.1 Analyse der Zulassungsvoraussetzungen

Ein Blick auf die Zulassungsvoraussetzungen, die für Master-Studiengänge gelten, zeigt, dass sehr unterschiedliche Kriterien in den einzelnen Studienordnungen formuliert werden. In vielen Studiengängen wird als einziges Kriterium der Umfang des vorausgegangenen Studiums angelegt. Dieses Kriterium ist relativ eindeutig: Gefordert wird der Nachweis eines ersten, berufsqualifizierenden Abschlusses, in der Regel der Abschluss eines Bachelor-Studiengangs im Umfang von 180 ECTS-Punkten oder sechs Semestern.

Ein weiteres Kriterium bezieht sich auf die Abschlussnote des vorausgehenden Studiengangs. Wie aus Tabelle 1 hervorgeht, fordern viele Universitäten lediglich ein abgeschlossenes Bachelor-Studium ($n = 16$). Die meisten Universitäten ($n = 19$) formulieren einen im Hinblick auf die Zulassung zum Master-Studiengang Soziologie mindestens erforderlichen Notendurchschnitt.

Tabelle 1: Geforderter Notendurchschnitt des Erststudiums als Voraussetzung für die Zulassung zum Master-Studium

Studiengänge	nicht gefordert	»gut«	$\leq 2,5$	$\leq 2,7$	$\leq 2,8$	$\leq 2,9$
Soziologie	12	2	8	2	1	1
Soziologie SP Methoden	3	–	1	1	–	–
Methoden	1	–	2	–	–	1

Als weitere Kriterien werden in vielen Studiengängen die Kenntnisse (gemessen in ECTS-Punkten), die in einem vorausgegangenen Studium erworben worden sein müssen, spezifiziert. Diese beziehen sich zum einen auf Kenntnisse im Fach Soziologie bzw. Kenntnisse in einem verwandten Fach und auf Methodenkenntnisse. Die jeweils geforderten Anteile des Fachs Soziologie bzw. eines verwandten Fachs werden in Tabelle 2 dargestellt.

Tabelle 2: Geforderte Kenntnisse (in ECTS-Punkten) in »Soziologie« als Voraussetzung für die Zulassung zum Master-Studium

Studiengänge	nicht gefordert	nicht def.	≥ 30 bis < 40	≥ 40 bis < 50	≥ 50 bis < 60	≥ 60	≥ 90
Soziologie	2	9	3	3	2	5	2
Soziologie SP Methoden	–	1	1	–	–	2	1
Methoden	2	1	–	–	–	1	–

Aus Tabelle 2 geht hervor, dass eine Reihe von Universitäten in ihren Studienordnungen keine genauen Festlegungen hinsichtlich des geforderten Anteils von Kenntnissen im Fach Soziologie bzw. in einem verwandten Fach treffen ($n = 15$). Einige Universitäten fordern weniger als 60 ECTS-Punkte im Fach Soziologie ($n = 9$), etwa ebenso viele Universitäten fordern mehr als 60 ECTS-Punkte im Fach Soziologie ($n = 11$). Tabelle 3 zeigt nun die geforderten Kenntnisse (gemessen in ECTS-Punkten) im Methodenbereich.

Tabelle 3: Geforderte Kenntnisse (in ECTS-Punkten) in »Methoden« als Voraussetzung für die Zulassung zum Master-Studium

Studiengänge	nicht gefordert	nicht def.	< 10	≥ 10 bis < 20	≥ 20 bis < 30	≥ 30
Soziologie	2	14	2	4	3	–
Soziologie SP Methoden	–	2	–	1	–	2
Methoden	–	1	–	1	1	1

Diese Aufstellung zeigt, dass der Umfang der Methodenkenntnisse, der für eine Zulassung zu einem Master-Studiengang Soziologie gefordert wird, in vielen Studiengängen nicht spezifiziert ($n = 19$) ist. Von den Universitäten, die hier eine Konkretisierung vornehmen, werden an nur zwei Universitäten weniger als 10 ECTS-Punkte für Methoden verlangt, sechs Universitäten fordern zwischen 10 und 19 ECTS-Punkte, vier Universitäten verlangen zwischen 20 und 29 ECTS-Punkte, und nur drei Universitäten fordern 30 ECTS-Punkte und mehr in Methoden. Bei Letzteren handelt es sich ausnahmslos um Soziologie-Studiengänge, in denen ein Methodenschwerpunkt studiert werden kann, sowie um reine Methodenstudiengänge. An

einer Universität (Mannheim) wird die Bewertung einer Methodenveranstaltung im vorausgegangenen Bachelor-Studiengang zum Zulassungskriterium erhoben: Für die Zulassung zum Master-Studiengang Soziologie muss hier mindestens eine Methodenveranstaltung im Bachelor-Studiengang mit der Note gut bewertet worden sein.

Über die genannten Kriterien hinaus werden weitere Zulassungsvoraussetzungen nur in manchen Studienordnungen spezifiziert. Diese werden im Folgenden nach der Häufigkeit, mit der sie in den betrachteten Studienordnungen genannt werden, geordnet und zusammenfassend berichtet.

Englischkenntnisse werden an etwa der Hälfte aller Universitäten ($n = 17$) nicht explizit gefordert. 14 Universitäten greifen auf den Europäischen Referenzrahmen für Sprachen zurück und fordern Englischkenntnisse auf dem Niveau B1 ($n = 1$) oder B2 ($n = 13$). Nur wenige Universitäten formulieren hier sehr allgemein und fordern lediglich den Nachweis ausreichender Kenntnisse bzw. bezeichnen Englischkenntnisse ganz allgemein als obligatorisch.

Ein Motivationsschreiben zur inhaltlichen und methodischen Ausrichtung eines Projektvorhabens wird von 11 Universitäten explizit gefordert. Ein solches Motivationsschreiben ist an nur zwei Universitäten optional und bezieht sich auf die beabsichtigte Schwerpunktsetzung im Master-Studiengang, entweder in Form eines konkreten Projekts ($n = 1$) oder in Form konkreter Module ($n = 1$). An einigen Universitäten ($n = 8$) besteht die Möglichkeit, vorhandene Kenntnisse in Theorie und Methoden nicht anhand des vorausgegangenen Bachelor-Abschlusses, sondern alternativ durch ein Exposé nachzuweisen.

Ein selten gefordertes Zulassungskriterium besteht im Nachweis über die Fähigkeit zu selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit durch die Vorlage von Hausarbeiten ($n = 2$) oder – in Master-Studiengängen Methoden – durch Mathematikkenntnisse ($n = 2$). Nur drei Universitäten sehen Entscheidungen im Einzelfall nach einem Auswahlgespräch vor, insbesondere in Situationen, in denen die Bewerberzahl höher ist als die Anzahl der Studienplätze oder in denen formale Zulassungskriterien nicht erfüllt werden. Nur eine Universität verlangt ein mindestens achtwöchiges Praktikum bzw. eine Absichtserklärung, dies im Laufe des Master-Studiengangs zu absolvieren. Eine weitere Universität verlangt von Studierenden, die keinen Bachelor in Soziologie absolviert haben, eine zweijährige einschlägige Berufserfahrung. An einer Universität (München) werden die fachlichen Voraussetzungen für die Aufnahme in den Master-Studiengang Soziologie durch eine 90-minütige Klausur geprüft. Dort

werden prinzipiell Absolventen von Bachelor-Studiengängen aller Disziplinen und nicht nur Absolventen von soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen oder eng verwandten Studiengängen in den Master-Studiengang Soziologie aufgenommen.

1.2 Analyse der Methodenausbildung unter formalen Gesichtspunkten

In einem weiteren Schritt wurde der Anteil der Methodenausbildung an den Master-Studiengängen »Soziologie«, »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« und »Methoden« betrachtet. Auch hier zeigt sich eine enorme Heterogenität der verschiedenen Studienangebote. Die in Tabelle 4 berichteten Ergebnisse umfassen alle in die Analyse einbezogenen Studiengänge und beziehen sich stets auf die Pflichtmodule im Methodenbereich, die Module also, die von allen Studierenden verpflichtend absolviert werden müssen und in diesem Sinne ein Minimum der Methodenausbildung im jeweiligen Studiengang darstellen.

Darüber hinaus gibt es in manchen Studiengängen die Möglichkeit, über die Pflichtmodule hinaus Wahlpflichtmodule im Methodenbereich zu belegen, die Methodenausbildung also individuell auszuweiten. Die Studiengänge variieren zum einen hinsichtlich der insgesamt vergebenen ECTS-Punkte und zum anderen in Bezug auf die Anteile, die dabei jeweils auf das Präsenzstudium und auf das Selbststudium entfallen. Tabelle 4 zeigt beispielsweise, dass es drei Studiengänge gibt, in denen der Umfang der Pflichtmodule 6 SWS beträgt (Spalte 2), und bei denen die ECTS-Punkte, die man für die Präsenz in Lehrveranstaltungen erhält, folglich identisch sind (Spalte 3). Die betreffenden Studiengänge unterscheiden sich aber erheblich im Ausmaß des geforderten Selbststudiums (Spalte 4), welches mit 12, 15 oder 29 ECTS-Punkten bewertet wird. Zudem gibt es einen Studiengang, in dem die Pflichtmodule im Methodenbereich individuell durch Wahlpflichtmodule ergänzt werden können (Kursivsetzung).

Tabelle 4: Umfang der Methodenausbildung (nur Pflichtmodule)*

Studiengänge	SWS	ECTS Präsenz	ECTS Selbststudium	ECTS Gesamt	Workload in Stunden	Verhältnis Präsenz- zu Selbststudium
Soziologie	0	0	0	0	0	–
	4	2	8	10	300	1 : 4
	4	2	10	12	360	1 : 5
	4	2	12	14	420	1 : 6
	4	2	13	15	450	1 : 6,5
	6	3	12	15	450	1 : 4
	6	3	15	18	540	1 : 5
	6	3	29	32	960	1 : 9
	8	4	14	18	540	1 : 3,5
	8	4	16	20	600	1 : 4
	8	4	18	22	660	1 : 4,5
	8	4	20	24	720	1 : 5
	8	4	24	28	840	1 : 6
	8	4	26	30	900	1 : 6,5
	8	4	26	30	900	1 : 6,5
	8	4	36	40	1.200	1 : 9
	9	4,5	30,5	35	1.050	1 : 6,8
	10	5	21	26	780	1 : 4,2
	10	5	23	28	840	1 : 4,6
	12	6	21	27	810	1 : 3,5
	12	6	30	36	1.080	1 : 5
	12	6	34	40	1.200	1 : 5,7
	13	6,5	35,5	42	1.260	1 : 5,5
	14	7	20	27	810	1 : 2,9
16	8	22	30	900	1 : 2,75	
18	9	20	29	870	1 : 2,2	

Fortsetzung der Tabelle auf der nächsten Seite

Studiengänge	SWS	ECTS Präsenz	ECTS Selbststudium	ECTS Gesamt	Workload in Stunden	Verhältnis Präsenz- zu Selbststudium
Soziologie SP Methoden	8	4	17	21	630	1 : 4,25
	12	6	30	36	1.080	1 : 5
	16	8	27	35	1.050	1 : 3,4
	18	9	39	48	1.440	1 : 4,3
	28	14	34	48	1.440	1 : 2,4
Methoden	18	9	57	66	1.980	1 : 6,3
	24	12	58	70	2.100	1 : 4,8
	24	12	68	80	2.400	1 : 5,7
	46	23	55	78	2.340	1 : 2,4

* *Kursiv* erscheinen Studiengänge, in denen es über die Pflichtmodule hinaus Wahlpflichtveranstaltungen im Methodenbereich gibt, die von den Studierenden zusätzlich gewählt werden können.

Wie aus Tabelle 4 hervorgeht, werden in einem Master-Studiengang der Soziologie keine gesonderten Methodenveranstaltungen angeboten. Bei den Studiengängen Master »Soziologie« variiert der Umfang der Methodenausbildung zwischen vier und maximal 18 Semesterwochenstunden. Dabei zeigt sich, dass sich nicht nur der Umfang des Präsenzstudiums, sondern auch der Umfang des Selbststudiums stark zwischen den einzelnen Studiengängen unterscheidet: Bei den Master-Studiengängen der »Soziologie« gibt es ebenso Studienangebote, bei denen die Lehrveranstaltungen einen geringen Stundenumfang und das Selbststudium einen vergleichsweise hohen Stundenumfang ausmachen (1 zu 4), wie Studienangebote, bei denen das Präsenzstudium einen sehr geringen Teil und das Selbststudium einen extrem hohen Teil umfasst (1 zu 9), oder auch Studienangebote, in denen das Präsenzstudium sehr umfangreich, das Selbststudium vergleichsweise schmal ausfällt (1 zu 2,2). In Master-Studiengängen der »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« finden sich hohe Methodenanteile, und zwar ebenso in Bezug auf das Präsenzstudium wie auf das Selbststudium. Eine unterschiedliche Gewichtung der Anteile des Präsenz- und Selbststudiums zeigt sich auch in den Methodenstudiengängen, wo der Umfang des Selbststudiums durchgängig hoch ist und der Umfang des Präsenzstudiums im Verhältnis zum Selbststudium sich teilweise kleiner (1 zu 2,4), teilweise größer (1 zu 6,3) gestaltet. Die hier betrachteten Studiengänge scheinen also in sehr unterschiedlichem

Maße auf projektorientierte Lern- und Arbeitsformen in der Methodenausbildung zu setzen. Wie bereits erwähnt, bezog sich die in Tabelle 4 dargestellte Analyse auf die Pflichtmodule im Methodenbereich.

Tabelle 5 zeigt nun, inwiefern eine individuelle Schwerpunktsetzung durch die Wahl zusätzlicher Methodenmodule möglich ist. Daraus geht hervor, dass individuelle Schwerpunktsetzungen im Wahlpflichtbereich zu einer Erhöhung der Anteile des Präsenzstudiums führen. Bei nur einem Studienangebot finden sich sehr hohe Anteile des Selbststudiums (1 zu 10,25), wo offenbar in größerem Umfang projektorientierte Lern- und Arbeitsformen für die Methodenausbildung eingesetzt werden.

*Tabelle 5: Umfang der Methodenausbildung (Pflicht- und Wahlpflichtmodule)**

Studiengänge	SWS	ECTS Präsenz	ECTS Selbststudium	ECTS Gesamt	Workload in Stunden	Verhältnis Präsenz- zu Selbststudium
Soziologie	4 – 6*	3	15	12 – 18*	540	1 : 5
	4 – 12	6	22	14 – 28	840	1 : 3,7
	6 – 8	4	41	15 – 45	1.350	1 : 10,25
	8 – 10	5	43	40 – 48	1.440	1 : 8,6
	8 – 12	6	24	30 – 42	1.260	1 : 4
	8 – 16	8	40	24 – 48	1.440	1 : 5
	12 – 14	7	38	40 – 45	1.350	1 : 5,4
	12 – 24	12	60	36 – 72	2.160	1 : 5
	13 – 15	7,5	40,5	42 – 48	1.440	1 : 5,4
18 – 26	13	40	29 – 53	1.590	1 : 3,1	
Soziologie SP Methoden	8 – 12	6	39	21 – 45	1.350	1 : 6,5
	28 – 36	14	58	48 – 72	2.160	1 : 4,1
Methoden	–	–	–	–	–	–

* Umfang von Pflichtveranstaltungen (minimum) bis maximales Wahlpflichtangebot.

Des Weiteren ist es interessant, den Anteil der Methodenausbildung an den einzelnen Master-Studiengängen zu betrachten. In diesem Zusammenhang können Empfehlungen, die ursprünglich für die Gestaltung von BA-Studiengängen formuliert wurden, auf den Bereich der Master-Studiengänge übertragen werden: Eine Empfehlung der DGS für die Gestaltung soziologischer Bachelor-Studiengänge bezog sich auf unterschiedliche Bereiche des

Tabelle 6: Anteil der Methodenausbildung (Pflicht- und Wahlpflichtmodule)

Studien- gänge	ECTS Methoden	ECTS Rest	Anteil Methoden (120 ECTS)	Anteil Methoden (84 ECTS)
Soziologie	0	120	0%	0%
	10	110	8%	12%
	12	108	10%	14%
	14	106	12%	17%
	15	105	13%	18%
	15	105	13%	18%
	18	102	15%	21%
	18	102	15%	21%
	20	100	17%	24%
	22	98	18%	26%
	24	96	20%	29%
	26	94	22%	31%
	27	93	23%	32%
	27	93	23%	32%
	28	92	23%	33%
	28	92	23%	33%
	29	91	24%	35%
	30	90	25%	36%
	30	90	25%	36%
	30	90	25%	36%
	32	88	27%	38%
	35	85	29%	42%
36	84	30%	43%	
40	80	33%	48%	
40	80	33%	48%	
42	78	35%	50%	
Soziologie SP Methoden	21	99	18%	25%
	35	85	29%	42%
	36	84	30%	43%
	48	72	40%	57%
	48	72	40%	57%
Methoden	66	54	55%	79%
	70	50	58%	83%
	78	42	65%	93%
	80	40	67%	95%

Bachelor-Studiums und definierte hierfür konkrete Anteile (Schimank 2006). Demnach sollen in einem BA-Studiengang mit Hauptfach Soziologie 70% auf die Soziologie und 30% auf Wahlpflichtfächer und Schlüsselqualifikationen entfallen. Setzt man diese 70% auf 100%, so sollen davon 25% auf den Bereich Theorie, 20% auf den Bereich Methoden und Lehrforschung, 10% auf den Bereich Sozialstruktur, 30% auf die Speziellen Soziologien bzw. die Vertiefungsfächer und 15% auf die BA-Arbeit entfallen.

Für die Master-Studiengänge mit einem Umfang von 120 ECTS-Punkten würde dies bedeuten, dass man zum einen den Anteil der Methodenausbildung am Studiengang insgesamt betrachten kann, zum anderen aber auch den Anteil der Methodenausbildung am Studiengang, wenn man von einem Soll-Anteil von 70% Soziologie ausgeht (Bezugsgröße 70% von 120 ECTS-Punkten = 84 ECTS-Punkte). Eine solche Analyse wird in Tabelle 6 dargestellt.

Wie die bisherigen Ausführungen schon vermuten ließen, sind die Anteile der Methodenausbildung an den betrachteten Studiengängen sehr unterschiedlich: Bei den Master-Studiengängen »Soziologie« reichen die Anteile der Methodenausbildung von weniger als einem Achtel bis hin zur Hälfte, wenn man von 70% Soziologie im Studiengang insgesamt ausgeht, diese auf 100% setzt und darauf den Anteil der Methodenausbildung bezieht. Auch bei den Master-Studiengängen der »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« zeigt sich erstaunlicherweise, dass der Anteil der Methodenausbildung hier zwischen nur einem Viertel und mehr als der Hälfte variiert. Vor diesem Hintergrund zeigt Tabelle 7 eine differenziertere Analyse, in der die Studienangebote mit der – auf rein formale Gesichtspunkte bezogenen – Empfehlung der DGS abgeglichen werden. Geht man davon aus, dass die Soziologie in Master-Studiengängen der »Soziologie« als Hauptfach 70% umfassen sollte, von denen wiederum 20% auf die Methodenausbildung entfallen sollten, würde sich ein Umfang von 16,8 ECTS-Punkten ergeben. Die hier betrachteten Studiengänge wurden nun daraufhin betrachtet, ob sie weniger oder mehr als 16,8 ECTS-Punkte für die Methodenausbildung vorsehen (vgl. Tabelle 7).

Tabelle 7: Unterschreitung oder Überschreitung des empfohlenen Anteils der Methodenausbildung (Bezugsgröße 84 ECTS-Punkte)

Studiengänge	≤16,8	≥ 16,8 (20%)	≥ 33,6 (40%)	≥ 50,4 (60%)	≥ 67,2 (80%)
Soziologie	3	13	10	–	–
Soziologie SP Methoden	–	1	2	2	–
Methoden	–	–	–	–	4

Aus Tabelle 7 geht hervor, dass alle Master-Studiengänge »Methoden« erwartungsgemäß einen Anteil der Methodenausbildung von mehr als 80% aufweisen. Die Master-Studiengänge der »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« unterscheiden sich allerdings sehr deutlich in Bezug auf die jeweiligen Anteile der Methodenausbildung: Insbesondere drei dieser Studienangebote unterscheiden sich nicht von reinen Master-Studiengängen der »Soziologie«. Für Letztere ist festzuhalten, dass nur drei Studiengänge den empfohlenen Anteil der Methodenausbildung von 16,8 ECTS-Punkten unterschreiten. Dreizehn Studiengänge überschreiten den empfohlenen Anteil von 20%, zehn Studiengänge überschreiten den empfohlenen Anteil und umfassen 40% und mehr Methodenausbildung.

2. Dokumentation der soziologischen Master-Studiengänge unter inhaltlichen Aspekten

Im Anschluss an die Betrachtung der Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen sollen im Folgenden die Inhalte der in den einzelnen Studiengängen vorgesehenen Module dokumentiert werden. Dazu wurden die Module drei typischen Elementen der Methodenausbildung zugeordnet: Vertiefungen im Bereich der Datenerhebung, der Datenanalyse und dem Lehrforschungsprojekt. Einige Universitäten sehen in ihren Masterprogrammen eine sehr flexible Profilwahl vor, die sich auch auf die Methodenausbildung erstreckt. Eine Darstellung dieser Curricula im Rahmen der oben unterschiedenen Elemente Datenerhebung, Datenanalyse und Lehrforschung ist problematisch, weil sie dieser Flexibilität nicht gerecht wird. Aus

diesem Grund werden diese Studienprogramme nicht in die nachfolgenden Tabellen einbezogen, sondern im Anschluss ausführlicher vorgestellt.

Tabelle 8 informiert zunächst über den Umfang von Veranstaltungen, in denen Kenntnisse über Datenerhebungsverfahren vertieft werden sollen. Dabei ist zu beachten, dass Veranstaltungen, die sowohl Schwerpunkte im Bereich der Datenerhebung als auch im Bereich der Datenanalyse beinhalten, anteilig – nämlich genau zur Hälfte – in Tabelle 8 berücksichtigt wurden.

Tabelle 8: Umfang von Veranstaltungen zur Datenerhebung

Studiengänge	1 SWS	2 SWS	4 SWS	6 SWS	8 SWS	10 SWS
Soziologie	2	9	4	–	–	–
Soziologie SP Methoden	–	4	1	–	–	–
Methoden	–	–	–	–	1	1

Nicht in allen Masterstudiengängen, sondern nur in 22 von 35 Studiengängen, werden Vertiefungsveranstaltungen im Bereich der Datenerhebung gefordert. In den meisten Studiengängen beträgt der Umfang dieses Elements der Methodenausbildung 2 SWS ($n = 13$). In wenigen Studiengängen ist das verpflichtend zu studierende Lehrangebot mit acht oder zehn Semesterwochenstunden ($n = 2$) erheblich größer.

Tabelle 9: Umfang von Veranstaltungen zur Datenanalyse

Studiengänge	1 SWS	2 SWS	4 SWS	5–6 SWS	7–8 SWS	10 SWS	≥ 16 SWS
Soziologie	2	8	8	1	2	–	–
Soziologie SP Methoden	–	1	2	1	–	–	1
Methoden	–	–	–	–	–	1	1

Auch das Element Datenanalyse ist nicht in allen Master-Studiengängen Bestandteil der Methodenausbildung. Tabelle 9 zeigt, dass in insgesamt 28 von 35 Studiengängen Veranstaltungen im Bereich der Datenanalyse angeboten werden. In den meisten Master-Studiengängen der »Soziologie« umfassen die Veranstaltungen zwei oder vier Semesterwochenstunden ($n = 16$). Die

Masterstudiengänge »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« weisen unterschiedlich hohe Umfänge des Elements Datenanalyse auf. Lediglich in Methodenstudiengängen werden in hohem Umfang Veranstaltungen zur Datenanalyse studiert, und zwar mit mehr als 10 oder 16 SWS.

Table 10: Umfang von Lehrforschungsprojekten bzw. Forschungspraktika

Studien- gänge	2 SWS	4 SWS	6 SWS	8 SWS	10 SWS
Soziologie	6	5	5	4	1
Soziologie SP Methoden	–	1	2	1	1
Methoden	–	–	–	–	–

Ein typisches Element der Methodenausbildung in Master-Studiengängen der »Soziologie« sind Lehrforschungsprojekte bzw. Forschungspraktika. Diese sind in 21 von 25 Studiengängen vorgesehen. Auch Master-Studiengänge der »Soziologie mit dem Schwerpunkt Methoden« zeichnen sich durch projektorientierte Lern- und Arbeitsformen aus, nicht jedoch die Master-Studiengänge »Methoden«, in denen dieses Element der Methodenausbildung nicht verpflichtend studiert werden muss.

Wegen einer hohen Flexibilität der Profilwahl fallen vier Studienprogramme aus dem hier gesteckten Rahmen der Elemente der Methodenausbildung Datenerhebung, Datenanalyse und Lehrforschungsprojekt bzw. Forschungspraktikum heraus: Dies sind die Master-Studiengänge »Soziologie« der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Georg-August-Universität Göttingen, der Master-Studiengang »Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik« der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und der Studiengang »Survey Statistics« in Bamberg, an der Freien Universität Berlin und der Universität Trier.

Im Master-Studiengang »Soziologie« der Otto-Friedrich-Universität Bamberg ist ein Wahlpflichtbereich Methoden der empirischen Sozialforschung vorgesehen. Dort können drei aus insgesamt 11 Veranstaltungen mit einem Umfang von jeweils sechs ECTS-Punkten und einem Präsenzstudium im Umfang von zwei SWS gewählt werden. Thematisch umfasst dieser Wahlpflichtbereich verschiedene Elemente der Methodenausbildung, und zwar Forschungsdesigns, Fortgeschrittene Methoden der Datenerhebung ebenso wie Fortgeschrittene Analysemethoden quantitativ und qualitativ sowie ein

umfangreicheres Forschungsmodul (18 ECTS-Punkte, sechs SWS). Darüber hinaus ist es möglich, einen Studienschwerpunkt Empirische Sozialforschung zu wählen und insgesamt 36 ECTS-Punkte bzw. 12 SWS aus dem beschriebenen Wahlpflichtbereich zu erwerben bzw. zu studieren.

Im Master-Studiengang »Soziologie« der Georg-August-Universität Göttingen ist ein Modul über Methoden des Vergleichs verpflichtend. Darüber hinaus müssen drei Module, insgesamt 18 ECTS-Punkte, aus einem breiten Spektrum von Veranstaltungen zu den verschiedenen Elementen der Methodenausbildung gewählt werden. Hier werden so unterschiedliche Veranstaltungen wie: Konzeption und Planung empirischer Forschungsprojekte; Datenerhebung in der quantitativen Sozialforschung; Anwendungsmöglichkeiten und -grenzen multivariater Datenanalyse; Spezielle methodologische Grundlagen der qualitativen Sozialforschung; Qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden (Vertiefung); Standardisierte sozialwissenschaftliche Erhebungsmethoden; Lehrforschung; Angewandte multivariate Datenanalyse; Allgemeine methodologische Grundlagen der qualitativen Sozialforschung; Qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden (Überblick) sowie schließlich Planung und Durchführung empirischer Qualifikationsarbeiten angeboten.

Im Master-Studiengang »Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik« an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt müssen neben den klassischen Elementen der Methodenausbildung Fortgeschrittene Verfahren der Datenerhebung, Fortgeschrittene Verfahren der Datenanalyse, Fortgeschrittene Methoden der qualitativen Analyse und Einführung in die Statistik insgesamt sechs SWS (15 ECTS-Punkte) aus einem breiten Spektrum an methodisch und statistisch relevanten, interdisziplinären Veranstaltungen gewählt werden, und zwar: Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik; Geoinformatische und statistische Methoden für Fortgeschrittene; Forschungsmethoden (Versuchsplanung und Datenanalyse); Diagnostik I: Grundlagen der psychologischen Diagnostik (Testtheorie und Fragebogenkonstruktion); Methoden der Praxis-, Evaluations- und Projektforschung; Stichprobentheorie; Statistische Prognoseverfahren; Zeitreihenanalyse sowie Nicht-lineare und verallgemeinerte lineare Modelle. Darüber hinaus kann ein Forschungspraktikum mit qualitativem Schwerpunkt gewählt werden.

Im Master-Studiengang »Survey Statistics« der Universität Bamberg, der FU Berlin und der Universität Trier können verschiedene Elemente zu einem jeweils sehr unterschiedlich hohen Umfang gewählt werden: So sind im Bereich der Grundlagen der Survey Statistik fünf Veranstaltungen (je

sechs ECTS) vorgesehen, im Bereich Computergestützte Statistik können zwischen vier und 14 ECTS-Punkte erlangt werden, die Bereiche Survey Methodik und Survey Statistik können mit 12 bis 24 ECTS-Punkten studiert werden, und der Bereich Forschung und Praxis kann zwischen acht und 16 ECTS-Punkten variieren.

3. Empfehlungen für die Methodenausbildung in soziologischen Master-Studiengängen

Aus dem dargestellten Überblick über die Anforderungen und Ausgestaltungen im Masterstudium der »Soziologie«, der »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« sowie der »Methoden« lassen sich Empfehlungen ableiten, die sich auf Folgendes beziehen:

1. die Voraussetzungen für den Einstieg in den Master-Studiengang »Soziologie«;
2. Art und Umfang der Lehre.

Ein Problem bei den Bachelor- und Master-Studiengängen besteht darin, dass die Mehrzahl der Universitäten in Deutschland versucht, einen Studiengang zu akkreditieren, der auf die individuellen Schwerpunkte eines jeweiligen Universitätsinstituts zugeschnitten ist. Beim Diplom-Studiengang »Soziologie« war relativ klar, was die Absolventen dieses Studienganges können sollten, da das Grundstudium bestimmte definierte Einheiten umfasste, auf denen in einem dann stärker inhaltlich spezialisierten Hauptstudium aufgebaut wurde. Bei einem Bachelor-Abschluss, selbst im BA-Studiengang »Soziologie«, ist heute nicht mehr davon auszugehen, dass alle Studierenden (da von unterschiedlichen Hochschulen kommend) ausreichende methodische Grundkenntnisse mitbringen, so dass im Master-Studium nur auf sehr heterogenen methodischen Vorkenntnissen aufgebaut werden kann.

Das Fazit in der Analyse der Methodenausbildung während des Bachelor-Studienganges lautete:

»Inhaltlich zeigt unsere Analyse der Methodenausbildung von sozialwissenschaftlichen Bachelor-Studiengängen, dass die Vermittlung von Kenntnissen über Erhebungsverfahren im Vergleich zur Vermittlung von Kenntnissen in der Datenanalyse bzw. Statistik vernachlässigt wird. Aber auch bei der Datenanalyse wird die Empfehlung der DGS [...] nur in der Hälfte der Studiengänge umgesetzt. »Methodenvertiefung und

»Praktikum« sind in einem erheblichen Teil der Studiengänge nicht berücksichtigt. Zudem scheint die »EDV-unterstützte Datenanalyse« nur selten im Sinne einer Vermittlung von Theorie geleiteten Analysestrategien gelehrt zu werden.« (Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs 2011: 460f.)

Berücksichtigt man noch, dass die zum Master-Studium »Soziologie« Zugelassenen nicht nur aus Bachelor-Studiengängen »Soziologie« oder »Sozialwissenschaften« von unterschiedlichen Universitäten kommen, sondern dass diese auch aus anderen Fächern kommen können, dann muss vor der Zulassung zum Master-Studiengang »Soziologie« geprüft werden, wie es um die theoretischen und methodischen Kenntnisse der Zuzulassenden bestellt ist. Knapp die Hälfte der untersuchten MA-Studiengänge definiert keinen nachzuweisenden Leistungsumfang und ein Drittel fordert weniger als ein Viertel der gesamten Workload in Soziologie. Im Bereich der Methoden fällt der nachzuweisende Leistungsumfang noch geringer aus: In etwa zwei Drittel der Fälle wird dieser nicht definiert. Ein ausreichender Leistungsnachweis in soziologischer Theorie und empirischen Methoden der Datenerhebung und Datenanalyse ist aber zwingend erforderlich, damit in den vier Semestern des Masterstudiengangs nicht allzu viel Zeit dafür verwendet wird, die Heterogenität der Voraussetzungen zu beseitigen. Deren Prüfung kann allerdings nicht nur auf der Berücksichtigung einer dokumentierten (in der Regel sehr niedrigen) Workload in »Soziologie« und »Methoden« basieren. Eine Workload gibt zwar vor, in welchem Umfang die Studierenden sich mit einem Bereich, einem Modul (ohne dass dessen Ausgestaltung bekannt ist) beschäftigt haben sollten. Eine Workload kann aber nur als Vorgabe angesehen werden. Über die Workload wird nicht dokumentiert, in welchem Umfang und mit welchem Erfolg sich die Studierenden mit einem Themenbereich beschäftigt haben. Hier kann nur ein Zeugnis mit auf Klausuren und Hausarbeiten basierenden Noten oder alternativ eine Aufnahmeprüfung, die in der aktuellen Praxis einen großen Ausnahmefall darstellt, Auskunft geben.

Betrachtet man den Anteil der Methodenausbildung in den Masterstudiengängen, so fällt auf, dass eine Universität auf die Methodenausbildung im Master-Studiengang ganz verzichtet, eine kleinere Gruppe von Universitäten nur einen sehr geringen Input (gemessen über SWS als Maß für die Präsenz) vorsieht, der mit einem höheren Anteil an Selbststudium kompensiert werden soll. Angesichts der hohen Heterogenität der Vorkenntnisse erscheint ein geringer Umfang an Veranstaltungen mit einem höheren Anteil an Selbststudium wenig zielführend. Ein Verhältnis von Präsenz zu Selbststudium von 1 zu 9 ist für Studierende, unter der Voraussetzung, dass diese

in Methoden gut ausgebildet sind, für Lehrforschungsprojekte akzeptabel. Für Vorlesungen zur Methodenvertiefung sollte das Verhältnis Präsenz zu Selbststudium nicht über einen Satz von 1 zu 2 und bei Seminaren nicht über einen Satz von 1 zu 4 hinausgehen.

Betrachtet man die Praxis, so kommen 11 Master-Studiengänge »Soziologie« ohne eine einzige Veranstaltung zur Datenerhebung und fünf Master-Studiengänge »Soziologie« ohne eine einzige Veranstaltung zur Datenanalyse aus. Auf ein Lehrforschungsprojekt verzichten vier Master-Studiengänge »Soziologie«. Wenn jedoch »Soziologie« gesellschaftliche Phänomene erklären und im idealen Fall auch voraussagen soll, dann kann auf eine fundierte Methodenausbildung nicht verzichtet werden. Diese ist nur zu erreichen, wenn über die im Bachelor-Studiengang gelegten Grundlagen im Master-Studiengang vertiefende Veranstaltungen in Datenerhebung und Datenanalyse angeboten werden und sodann in einem Lehrforschungsprojekt die Umsetzung der erworbenen Kenntnisse geübt wird. In den Bereichen Datenerhebung und Datenanalyse reichen bei anzunehmender Heterogenität der Vorkenntnisse der Studierenden auch ein- oder zweistündige Veranstaltungen bestenfalls dazu aus, alle Studierenden auf einen einheitlichen Stand an Grundkenntnissen zu bringen. Dieses geschieht in den Master-Studiengängen »Soziologie mit Methodenvertiefung«. Aber auch hier wird mehr Wert auf die Datenanalyse als auf die Datenerhebung gelegt.

Unser Vorschlag für einen Master-Studiengang in »Soziologie«:

Es sollten mindestens jeweils zwei Veranstaltungen in Datenerhebung und Datenanalyse durchgeführt werden, wobei die jeweils erste Veranstaltung dazu dient, alle Studierenden auf den gleichen Stand zu bringen. Hierbei darf nicht vergessen werden, dass sowohl qualitative als auch quantitative Methoden zu betrachten sind. Eine fünfte Veranstaltung sollte in jenem Bereich und zu jenem Thema durchgeführt werden, in dem der jeweilige Studiengang einen Schwerpunkt setzen will. Ergänzt werden muss die Methodenausbildung im Master-Studiengang durch ein Lehrforschungsprojekt, damit die Studierenden mit der praktischen Anwendung des Erlernten konfrontiert werden.

Im Master-Studiengang »Soziologie mit Schwerpunkt Methoden« sollte auf diesem Grundprogramm aufbauend in einem für das Institut spezifischen Bereich vertieft werden. Diejenigen Institute, die einen Master-Studiengang in »Methoden« anbieten, müssen, wie die Praxis auch zeigt, in ihrem Schwerpunkt vertiefen. Dabei sollten sie allerdings berücksichtigen, dass die Datenanalyse nicht optimal durchgeführt werden kann, wenn der Forscher nichts

über das Zustandekommen der Daten, das heißt, die Datenerhebung weiß, und dass eine optimale Datenerhebung auch das Wissen voraussetzt, wie Daten später analysiert werden sollen. Daher ist auch bei diesen Schwerpunktbe-
reichen Methoden bzw. Statistik nicht auf einen Grundkurs des jeweils anderen Bereiches (Statistik bzw. Datenerhebung) zu verzichten.

Literatur

- Eifler, S., Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P., Krebs, D. 2011: Die Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen BA-Studiengängen. Bestandsaufnahme und Vorschläge. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 4, 443–465.
- Schimank, Uwe 2006: Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Empfehlungen der DGS zur Ausgestaltung soziologischer Bachelor- und Master-Studiengänge. *Soziologie*, 35. Jg., Heft 1, 80–84.

Studierkulturen

Zur Kompatibilität von Studium und (Groß-)Forschung am Beispiel des Karlsruher Instituts für Technologie

Michaela Pfadenbauer, Stefanie Enderle, Felix Albrecht

Bildungspolitische Programme wie die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern treiben den Wandel des deutschen Wissenschaftssystems voran. Kooperationen zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung werden gefördert, um die Wettbewerbsfähigkeit der Hochschulen zu stärken und internationale Spitzenforschung zu betreiben (Wissenschaftsrat 2006). Der Zusammenschluss der Universität Karlsruhe TH mit dem Forschungszentrum der Helmholtz-Gemeinschaft zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT) im Jahr 2009 ist Ausdruck dieses politischen Kurses und durchaus als Großprojekt mit Vorbildcharakter intendiert.

Im Zentrum des Interesses stehen diesbezüglich vor allem die Potentiale für die Forschung. Aus dem Blick gerät, dass hier eine Einrichtung des Landes mit Lehraufgaben mit einer vom Bund geförderten Großforschungseinrichtung zusammengeschlossen wird. Am KIT wird infolgedessen intensiv überlegt, wie die Großforschung in die Lehre integriert werden kann. Unter der programmatischen Maßgabe »Lehre hoch Forschung«¹ werden neue Lehrformate entwickelt, die ein forschungsorientiertes Lernen unterstützen sollen.

1 »Das Vorhaben »KIT – Lehre^forschung« verfolgt die Zielsetzung einer flächendeckend umgesetzten forschungsorientierten Lehre, deren strategische Umsetzung die frühe Einbeziehung aller Studierenden in Forschungsprojekte einerseits sowie die nachhaltige Verbesserung der Lehrqualität unter Berücksichtigung des Grundsatzes »Lehre folgt Forschung« andererseits bildet« (<http://www.qualitaetspakt-lehre.de/de/1483.php>, letzter Zugriff: 27. Mai 2015).

Nicht nur an Technischen Universitäten ist von Lernen statt von Studieren die Rede. Studieren ist aber nicht nur Lernen. Zu wenig Aufmerksamkeit erfährt, was Studieren generell und heute im Besonderen bedeutet. Dabei geht es keineswegs nur darum, den durch Fachdidaktik und hochschuldidaktische Zentren geschulten Blick auf Lehre durch den auf das Lernen zu erweitern, sondern den Fokus auf studentische Lebenswelten zu richten.

Vor dem Hintergrund einer Studierendenforschung in diesem Sinn ist zu klären, wie kompatibel Studieren heute mit (Groß-)Forschung ist. Dabei ist unserer These zufolge von einer Ausdifferenzierung verschiedener Studierkulturen auszugehen – analog dazu, dass sich in der Praxis des Forschens unterschiedliche Wissenskulturen ausformen.

Wissenskulturen und Großforschung

»Spezifische Kulturen entstehen«, wie Karin Knorr Cetina exemplarisch anhand der experimentellen Hochenergiephysik in Kontrast zur Molekularbiologie darlegt, »wenn Bereiche der sozialen Welt sich voneinander separieren und sich über längere Zeiträume vorwiegend auf sich selbst beziehen« (Knorr Cetina 2002: 12). Die Wissenschaft sei prädestiniert für solche kulturellen Differenzierungen, deren Abschottungen institutionell (zum Beispiel durch Verfahren der Forschungsförderung, berufliche Karrieremöglichkeiten usw.) gefördert würden. Resultat seien divergente Wissenskulturen, das heißt spezifische »Praktiken, Mechanismen und Prinzipien, die in einem Wissensgebiet bestimmen, wie wir wissen, was wir wissen« (ebd.: 11). Diese »internen Erkenntnisstrukturen eines Wissensbereichs« bezeichnet Knorr Cetina als Wissenskulturen.

Hochenergiephysik als Prototyp für Großforschung ist Knorr Cetina zufolge durch langjährige Großexperimente gekennzeichnet, die sowohl in Bezug auf ihre Dauer als auch in Bezug auf den baulichen Umfang des Geräts und dem damit einhergehenden Aufwand an Finanzierung und Arbeitskraft die gängigen Größenordnungen deutlich überschreiten (ebd.: 14). Diese Größenverschiebung, das heißt die Aufstellung der Großgeräte, sowie die für deren Betrieb und die Durchführung von Experimenten notwendigen enormen Geldmittel, ebenso wie die immensen Forschungsleistungen einer Vielzahl von Individuen, erfordern internationale Kooperationen (Knorr

Cetina 2002: 233f.).² Die beteiligten Institute und Arbeitsgruppen kooperieren hierfür interdisziplinär entlang der Durchführung von Experimenten und deren Erfordernissen. Integraler Bestandteil der Forschungsleistung in dieser Form von Großforschung ist der zum Teil über Jahrzehnte angelegte Bau und kontinuierliche Ausbau der Untersuchungsanlagen.³

Die Verbindung von Großforschung und Universitätsbetrieb am KIT

In Deutschland sind die 18 nationalen Großforschungszentren, unter ihnen das ehemalige Kernforschungszentrum Karlsruhe, seit 2001 in der Helmholtz-Gemeinschaft zusammengefasst. Diese Dachstruktur zielt auf die Koordination der ehemals unabhängig voneinander agierenden Forschungszentren in sechs definierten Feldern ab und stellt die Zentren um die für Großforschungsvorhaben zur Verfügung stehenden Mittel in ein Konkurrenzverhältnis zueinander. Mit dem Konzept der Programmorientierten Förderung (POF) sind die Helmholtz-Zentren an politische Vorgaben gebunden und unterliegen fünfjährigen Programmperioden (Helling-Moegen 2009).

Durch die Fusion des Kernforschungszentrums Karlsruhe mit der Technischen Universität Karlsruhe im Jahr 2009 existiert mit dem Karlsruher Institut für Technologie (KIT) bundesweit der erste Zusammenschluss einer Großforschungseinrichtung und einer Universität unter dem Dach einer Organisation. Damit ist eine universitäre Bildungsinstitution um eine Forschungseinrichtung erweitert worden, die bislang keinen Lehrauftrag hatte.

2 Im Fall des in Genf angesiedelten CERN fließen diese großen Geldmengen, rund 880 Mio. € (CERN 2013a), aus 20 Mitgliedsstaaten in die Infrastruktur. Zusätzliche Projektmittel aus den am CERN beteiligten 83 Nationen (CERN 2013b) fließen in verschiedene Kooperationsformen.

3 Alle am CERN angesiedelten Experimente sind um den zentralen Teilchenbeschleuniger Large Hadron Collider (LHC) angeordnet. Dieser ist notwendig, um die im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehenden Ereignisse, die hochenergetischen Partikkollisionen und deren Produkte zu erzeugen. So rechnet man für den LHC am CERN mit einer Betriebsdauer bis 2030 (KIT 2001); ein Zeitraum, in dem am gesamten Aufbau mehrere Upgrades durchgeführt werden. Mit diesen Upgrades werden abgenutzte Komponenten der Experimente ersetzt, die an aktuelle Forschungsstände anschließen, um die Leistungsfähigkeit der bestehenden Strukturen weiter zu steigern und besser auszuschöpfen.

Durch gezielte Programme wie das vom BMBF geförderte Projekt *Lehre^{Forschung} am KIT* soll das Zusammenwachsen des Großforschungsbereichs und der Universität auch in der Lehre gefördert werden, das heißt, internationale Spitzenforschung in die Lehre integriert werden, um dergestalt die forschungsorientierte Ausbildung Studierender zu stärken. Dabei soll die Verbindung des Großforschungszentrums mit der Universität in der Lehre von beiden Seiten her vollzogen werden: Über Praktika und Projekte sollen Studierende in den Großforschungsbereich integriert werden, um ihnen dadurch eine Mitwirkung an der Großforschung zu ermöglichen. Im Gegenzug sollen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Großforschungsbereich Lehrveranstaltungen durchführen oder daran beteiligt werden.

Als ein Schritt auf diesem Weg war das eigens für das KIT konzipierte Modell der »KIT-Professur« gedacht: Habilitierte Wissenschaftler aus dem Großforschungsbereich, die über Erfahrung in der Leitung großer Forschungsprojekte verfügen, sollten am KIT zu Professoren ernannt werden. Zum einen wäre damit die Verbindung der beiden Bereiche in ihrer Außerdarstellung gestärkt, zum anderen wäre diesen eine Schlüsselrolle zugeordnet, wissenschaftlichen Nachwuchs für das seit dem Zusammenschluss als »Campus Nord« titulierte Forschungszentrum zu rekrutieren. Für die Einbindung der Wissenschaftler des Großforschungsbereichs in den universitären Lehrbetrieb sind allerdings bis heute die bürokratischen Hürden nicht gänzlich abgebaut.

Wie kompatibel ist (Groß-)Forschung am KIT mit Lehre?

Sowohl im Großforschungsbereich als auch im universitären Bereich ist Forschung in Form von Projekten organisiert (Torka 2006). Unterschiede bestehen in den Rahmenbedingungen durch die Programmförderung hier und die Individualförderung da:

An der Universität muss das Forschungsengagement, also die Intensität der für Forschung aufgewendeten Arbeitsleistung, typischerweise sowohl an der durchschnittlich zwei- bis dreijährigen Förderperiode vieler Drittmittelgeber als auch am Lehrbetrieb orientiert werden. Da sie dem durch die vorlesungsfreie Zeit unterbrochenen Turnus von Sommer- und Wintersemester unterworfen ist, folgt (überspitzt dargestellt) Forschung hier Lehre – statt

umgekehrt, wie es der am KIT im Rahmen des Beitrags zum Qualitätspakt Lehre formulierte Grundsatz *Lehre folgt Forschung* will.

Demgegenüber sind die Wissenschaftler in der Großforschung an der fünfjährigen Helmholtz-Programmperiode orientiert. Auch hier kann das Experiment, wie es Karin Knorr Cetina (2002: 233) beschreibt, der Fokus sein, auf den sich die Arbeit der zu kollaborativen, aber dennoch voneinander unabhängigen Einheiten zusammengeschlossenen Wissenschaftler ausrichtet. Die Projekte sind dann durch die organisationalen Anforderungen der gemeinsamen Durchführung und Auswertung eines Experimentes, das heißt, durch Meilensteine des Forschungsablaufs, Zeitpläne zur Nutzung der Anlagen sowie durch gemeinsame Konferenzen strukturiert.

Diese Projektstrukturen sind für Wissenschaftler in der Großforschung von zentraler Bedeutung. Eine Unterbrechung bzw. Reduzierung der Forschungsaktivitäten ist bislang nicht vorgesehen und scheint ihnen vor dem Hintergrund der Kooperationsverpflichtungen auch kaum möglich. Angesichts dessen stellt die Lehrtätigkeit, welche sie in Konsequenz der Fusion ausüben (sollen), eine zusätzliche Arbeitsbelastung dar, für die es in ihren Arbeitsroutinen bislang keinen vorgesehenen (Zeit-)Raum gibt.

Eine Motivation hierfür ziehen sie aus der Aussicht auf den Zugang zu Studierenden, die sie qua Mitarbeit und angeleitete Forschung zu Teilfragen in Form von Qualifikationsarbeiten in ihrer Arbeit unterstützen können. Motivationssteigernd wirken sollen überdies Statusanreize wie die für habilitierte Wissenschaftler aus der Großforschung mit Projektleiter-Erfahrung geschaffene »KIT-Professur«, deren Etablierung derzeit noch auf wissenschaftspolitische und verwaltungstechnische Hürden stößt.

Der Wechsel zwischen den Arbeitsräumen soll aber auch durch infrastrukturelle Maßnahmen wie den KIT-Shuttlebus erleichtert werden. Dieser verbindet die als Campus Nord (Forschungszentrum) und Campus Süd (Universität) bezeichneten Standorte und wird von Mitarbeitern des Campus Nord ironisch als »die größte Errungenschaft der KIT-Fusion« beschrieben. Darin kommt zum Ausdruck, dass sie der Einbindung in den universitären Lehrbetrieb nicht unbedingt euphorisch entgegensehen. Diese Stimmung deckt sich zu Teilen mit der des Lehrpersonals am Campus Süd, das eine Abwanderung engagierter Studierender ans Forschungszentrum befürchtet, ohne dass damit eine Umverteilung des Lehrauftrags und entsprechend eine Verringerung ihrer Lehrbelastung verbunden wäre.

Wie kompatibel ist Studieren am KIT mit Großforschung?

Studierende, für die sich der Lehrbetrieb vor allem in den Hörsaalgebäuden der vormaligen Universität abspielt, kommen nicht zwangsläufig mit dem gut zehn Kilometer entfernten Campus Nord in Berührung; ja mehr noch, trotz KIT-Shuttle wissen sie häufig nicht einmal davon. Es bedarf folglich besonderer Anlässe wie Führungen, Tage der offenen Tür oder projektspezifische Einbindungen, damit sich Studierenden die keineswegs nur räumliche Erweiterung der Universität erschließt. Wenn sie den Weg »durch den Wald«⁴ auf sich genommen haben, finden sie sich in einer universitätsuntypischen Umgebung wieder, die durch ihre Abgrenzung nach außen (Umzäunung, Einlasskontrolle) kasernenähnlich anmutet. Auf Großforschung weisen jenseits der Ausdehnung des Geländes allenfalls die Ausmaße von Geräten und Apparaten hin, deren Zweck und Anwendbarkeit Studierenden wie allen anderen Besuchern auch auf den ersten Blick verborgen bleibt.

Dabei ermöglicht die arbeitsteilige Organisationsstruktur einzelner Großforschungsbereiche wie beispielsweise der Klimaforschung am KIT durchaus eine Integration Studierender in den Forschungsprozess und wird von wissenschaftlicher Seite auch ausdrücklich gewünscht. Studierende übernehmen hier, um nur ein Beispiel zu nennen, mit der Datenauswertung von Gasen eine (nicht zu komplexe) Aufgabe, die es ihnen ermöglicht, Forschungspraxis zu gewinnen.

Allerdings lassen sich durchaus Unterschiede innerhalb der Großforschungsbereiche ausmachen: In der in Karlsruhe personell und finanziell ausgesprochen groß dimensionierten Energieforschung, zu der schon vor der Fusion eine Kooperation zwischen Universität und dem ehemaligen Kernforschungszentrum bestand, stellt der Faktor Zeit ein Hindernis dar, Studierende in den Forschungsprozess einzubinden. Die Komplexität der Projekte erfordert zum einen eine lange Einarbeitungszeit Studierender, zum anderen sind die Projekte häufig grundlagentheoretisch angelegt, weshalb die »Lösung« eines Problems gut und gern mehrere Jahrzehnte Arbeit erfordern kann. Es wird daher als notwendig erachtet, Studierende frühzeitig in Projekte zu integrieren und sie dann möglichst lange zu binden. Einer erfolgreichen Bachelor-Arbeit in diesem Teil der Großforschung folgen daher häufig Master-Arbeit und Promotion.

4 Der Campus Nord (Großforschungsbereich) des KIT ist ca. 13 km vom Campus Süd (Universitätsbereich) entfernt und befindet sich abgelegen in einem bewaldeten Gebiet.

Ein Studium ist also nur eingeschränkt mit den Bedingungen der Großforschung kompatibel – vor allem mit der heutigen Vorstellung vom Studieren, die ein Absolvieren in der Regelstudienzeit, Praktika und vor allem Auslandsaufenthalte impliziert.

Studierkulturen am KIT

Das heutige Verständnis von Studium steht in enger Verbindung zur Bologna-Reform, deren erklärtes Ziel »die arbeitsmarktbezogene Qualifizierung der Absolventen« ist (Bologna Deklaration 1999). Die Umstellung der alten Diplom- und Magister Studiengänge auf das Bachelor/Master-System, die Modularisierung der Studiengänge und die Einführung des Leistungspunktesystems (ECTS) sollen die »internationale Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Hochschulsystems fördern« (ebd.).

Dies hat nicht selten eine Einschränkung der Wahlfreiheit zur Folge: Vor der Bologna-Reform konnten Studierende in höherem Maße selbst entscheiden, welche Veranstaltung sie besuchen wollen bzw. müssen, oder waren zumindest weniger Restriktionen unterworfen. Das Interesse am Thema einer Veranstaltung oder an der Lehrweise eines Dozenten waren wesentliche Kriterien für die Auswahl aus dem Veranstaltungsangebot (Kühl 2012: 64).

Mit der Modularisierung der Studiengänge ist eine Verschulung des Studiums zu beobachten. Begriffe wie »Stundenplan« und »Hausaufgaben« haben Einzug in den akademischen Sprachgebrauch gefunden und Studieren wird dem schulischen Lernen immer ähnlicher. Studienpläne bilden ein Korsett, in dem Leistung immer stärker extrinsisch motiviert erbracht werden muss. Ein Verständnis von Studieren, das auf Kompetenzentwicklung ausgerichtet ist und für das die Lehre einen engen Rahmen setzt, innerhalb dessen Lernziele formuliert und Leistungsanforderungen starr festgelegt sind, findet sich nicht nur in praxisorientierten und traditionell stärker regulierten Studiengängen wie zum Beispiel denen der Ingenieurwissenschaften, sondern reicht bis in die Geistes- und Sozialwissenschaften (Kühl 2012: 63).

Diese für Universitäten allgemein angenommenen Tendenzen lassen sich für das KIT mit Befunden aus unserer Studierendenforschung konkretisieren, in deren Rahmen wir die studentische Zeitverwendung, Campusnutzung und Fach(schafts)Kulturen untersucht haben.

1. Studentische Zeitinstitutionen

In der Bologna-Resolution wird Studieren in Analogie zur Erwerbsarbeit gedacht, wie es durch die Adaption einer 40-Stunden-Arbeitswoche und dem Zugestehen einer Urlaubszeit angelegt ist. 1.800 Stunden im Jahr soll der Zeitaufwand der Studierenden betragen, das heißt 45 Mal im Jahr eine 40-Stunden-Woche und 7 Wochen Urlaub (bzw. Krankheitsausfall) (HRG § 15 Abs. 3). Die Ergebnisse unserer Repräsentativbefragung *MyAgenda* zur Zeitbudgetierung und zum Belastungsempfinden von Studierenden zeigen, dass diese in Bologna angelegten »Zeitinstitutionen« (Maurer 1992) aus der Arbeitswelt im studentischen Alltag kaum zum Tragen kommen.⁵ Jenseits des Mittelwertes, der so stark streut, dass er kaum aussagekräftig ist, ist weder ein Acht-Stunden Tag, noch eine typische 40-Stunden-Woche mit einem klassischen Wochenende nachzuweisen.⁶

Für Studierende maßgebliche Zeitinstitutionen sind stattdessen die Gliederung des Studienjahres in Semester ebenso wie die Abfolge von Vorlesungs-, vorlesungsfreien und Prüfungszeiten. Insbesondere die Prüfungen haben einen erheblich strukturierenden Effekt auf den Studienverlauf, den die Studierenden jedoch ausgesprochen unterschiedlich ausgestalten: Aus der Spannweite des Zeitaufwands für das Studium von einer bis 80 Stunden pro Woche lässt sich zunächst nur ablesen, dass manche Studierende in der vorlesungsfreien Zeit tatsächlich pausieren können, was das Studium angeht, während andere in Prüfungsspitzenzeiten ungesund viel Zeit dafür aufwenden müssen.

Die in unserer Studie *MyAgenda* erhobenen Unterschiede im Lernaufwand lassen sich allerdings nur zum Teil durch die Studiengangstruktur (zum Beispiel die Anzahl an Klausuren im Verhältnis zu anderen Prüfungsleistungen) erklären – und dies interessanterweise über die Fakultäten hinweg (vgl. Enchelmaier 2011). Es gibt zwar nach wie vor Studierende, die den größten

5 In dieser Studie wurde in zwei aufeinanderfolgenden Jahren die Zeitverwendung Studierender am KIT während der vorlesungsfreien Zeit und damit in der Klausurphase erhoben (Enchelmaier 2011; Enchelmaier, Kunz 2012).

6 Analog zu Ergebnissen aus den Sozialerhebungen und Studierenden surveys wenden die von uns untersuchten Bachelor-Studierenden im Schnitt zwar 40 Stunden pro Woche für studienbezogene Tätigkeiten auf. Bei genauerer Betrachtung erweist sich die Erklärungskraft des Durchschnittswerts jedoch mehr als gering. Denn die Spannweite des Zeitaufwands reicht von einer bis 80 Stunden mit einer Standardabweichung von 22,5 Stunden (Enchelmaier, Kunz 2012).

Teil ihrer Zeit für das Studium, das heißt den Besuch von Lehrveranstaltungen und selbst organisiertes Lernen aufwenden; dies ist aber keineswegs die Regel. Neben den herkömmlichen Vollzeitstudierenden, der auch früher schon nicht unbedingt Vollblutstudent gewesen sein muss, treten immer mehr solche Studierende, die ihr Studium zwar nicht de jure, aber de facto in Teilzeit ausführen – am KIT knapp 30 Prozent (Enchelmaier 2011).

2. Typen Studierender

Die Befunde unserer *MyCampus*-Studie weisen überdies darauf hin, dass Studierende ihren Studienalltag ausgesprochen unterschiedlich gestalten – und zwar auch dann, wenn sie sich nicht nur im selben Studiengang, sondern auch im selben Studienjahrgang befinden.⁷ Mit ihren formalen Vorgaben in Gestalt von Studien- und Prüfungsordnungen setzen Fakultäten zwar bestimmte Rahmen; diese werden von den Studierenden aber sehr unterschiedlich »ausgefüllt«.

Die Studie hat fünf Typen von Campusnutzern ermittelt, die sich dahingehend unterscheiden, welche Bedeutung dem Aufenthalt auf dem Campus in der alltäglichen Lebensführung beigemessen wird. Während sich für den *Collegetyp* das gesamte Leben auf dem Campus abspielt, nehmen Studierende des Typs *Separator* das Uni-Gelände als reinen Arbeitsort wahr, an dem sie auch für Prüfungen lernen, um ihr Zuhause ausschließlich zur Rekreation zu nutzen. Flexibel verhält sich demgegenüber der *Integrator*, der lebt und lernt, wo es gerade zweckdienlich ist, während Studierende des Typs *Homeie* nicht unbedingt das, was mit dem Studium zu tun hat, aber die Uni nach Möglichkeit meiden. Und tatsächlich ermöglicht die Internetpräsenz und Skriptkultur mancher Studiengänge inzwischen faktisch ein Fernstudium, in dem infolge der Verbreitung der Social Media allenfalls der persönliche Kontakt zu den Dozenten leidet. Die mit »Bologna« einhergehenden Studiengangs- und -ortswechsel könnten schließlich jenen Campusnutzer fördern, der nicht mehr oder nicht so richtig, jedenfalls nicht hier studiert, aber das akademische Flair genießt und die Freundschaften pflegt, die ihn mit jenem Uni-Standort verbinden, an dem es ihm beliebt, als *Flaneur* in Cafés, Buchhandlungen und Studi-Kneipen herumzustreifen (Gothe, Pfadenhauer 2010).

⁷ In dieser Studie wurde der Alltag Studierender mittels Beobachtung, explorativen Interviews und Logbüchern hinsichtlich Campusnutzung und Studienorientierung untersucht (Gothe, Pfadenhauer 2010).

Nach aktuellen Studien haben sich im Zuge von Bologna auch bei den Studierenden selber die Vorstellungen vom Studieren geändert. Martin Winter (2011: 35) zufolge gilt ihnen das Studium nicht länger als eine (Selbst-) Erprobungsphase, in der Lebensformen und Ideen ausprobiert und Erfahrungen gesammelt werden. Stattdessen arbeiten Studierende möglichst effizient auf ein bestimmtes Bildungsziel hin, das für sie eine Etappe auf ihrem Karriereweg darstellt (Brandt 2011). Nicht zuletzt die Einführung der ECTS wird von Kritikern dafür verantwortlich gemacht, dass sich das Studium zu einer rein bürokratischen Angelegenheit entwickelt hat: Während der inhaltliche Aspekt eines Studiums in den Hintergrund tritt, ist für die Studierenden heute vor allem die Verwertbarkeit und Anrechenbarkeit der besuchten Veranstaltungen relevant (Kühl 2012: 65). Unseren Befunden zufolge gilt dies insbesondere für Studierende der Wirtschaftswissenschaften.

3. Studentische Fach(schafts-)Kulturen

Für Studierende der Wirtschaftswissenschaften ist das Organisieren des Studiums neben dem Erlangen von Fachwissen ein zentraler Studieninhalt. Sie unterziehen den Aufwand, den sie für ihr Studium betreiben, permanent einer Kosten-Nutzen-Kalkulation, um das Studium möglichst effizient zu gestalten. Studienschwerpunkte und zusätzliche Leistungen wie Praktika oder ehrenamtliche Tätigkeiten wählen sie mit dem Ziel, sich bestmöglich für das Berufsleben zu qualifizieren. Vorrangig ist die Nachweisbarkeit von Leistungserbringung und Kompetenzaufbau anhand von Zertifikaten und Referenzen, da nur solche Qualifikationen als relevant erachtet werden. Diese Relevanzsetzung und Priorisierung innerhalb des Studiums wird in der studentischen Fachkultur von Wirtschaftswissenschaftlern weithin geteilt.

Vermittelt wird diese Sicht vor allem von Studierenden höherer Semester, wobei insbesondere die Fachschaft eine wichtige Funktion einnimmt: Im Fachschaftsmagazin werden über Artikel mit Titeln wie »How to WiWi« oder »How to Studium« Newcomern Handlungsorientierungen im universitären Alltag an die Hand gegeben. Besonders kulturstiftend erweist sich hierfür die Orientierungsphase zu Beginn des Studiums: In kommunikativen Ritualen wie beispielsweise dem gemeinsamen Feiern und (Kampf-)Trinken wird Gemeinschaft hergestellt. Vor allem wird mittels Teambildung und Spieldynamiken sowie starker Symboliken (wie zum Beispiel einer eigenen

Hymne) ein Zusammenhalt erzeugt, der sich zum Teil über das ganze Studium hinweg als stabil erweist.

Auch wenn sich derart exzessives Feiern nicht selten durch die gesamte Studienzeit zieht, darf nicht der Eindruck entstehen, dass das Studium auf Kosten des Feierns vernachlässigt würde. Die Ergebnisse von *My Agenda* belegen vielmehr, dass das Studium anspruchsvoll und zeitintensiv ist: Mit einem durchschnittlichen Zeitbudget von 40 Lern- und Arbeitsstunden pro Woche über die gesamte vorlesungsfreie Zeit hinweg zählt es zu den zeitaufwändigsten Studiengängen am KIT. Fast ein Viertel der Studierenden (24,1 %) wendet in den »Ferien« 40 bis 60 Stunden pro Woche für studienbezogene Aktivitäten auf; weitere 12,4 % sogar 60 bis über 80 Stunden (Enchelmaier 2011). Für Studierende des Studiengangs Wirtschaftsingenieurwesen gilt explizit das Motto »work hard, play hard«. Extremes Feiern wird hier als notwendiger Ausgleich zum »harten Studium« gesehen.

Hier entfalten die Fachschaften mit ihren je spezifischen Arbeitsstilen und Feierkulturen sowie studentische Medien eine kulturprägende Wirkung. Dass es sich bei diesem Befund *nicht* um ein Spezifikum der Studierenden der Wirtschaftswissenschaften handelt, zeigt sich im Vergleich mit Studierenden der Physik.

Auch wenn sich hier keineswegs nur andere Wissensbestände, sondern gänzlich andere Orientierungen als relevant erweisen, sind es die gleichen Mechanismen und Anlässe, in denen Studierende diese einander vermitteln: neben Festivitäten spielen die studentischen Medien eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Vermittlung von studentischer Typik: In den Medien der Wirtschaftswissenschaften bildet das Praktikum sowie der Berufseinstieg ein zentrales Thema. Demgegenüber behandeln Physik-Studierende in ihren Medien forschungsbezogene Themen wie Berichte über *Summer Schools* oder Abhandlungen über die ethische Verantwortung des Forschers (zum Beispiel in Artikeln mit Titeln wie »Verantwortung in der Naturwissenschaft – Wer denkt bei der Forschung auch an ihre Folgen?«). Studierende der Physik vermitteln einander also bereits während des Studiums das Berufsbild des Wissenschaftlers. Anders als die auf Professionalität zielende Selbstdarstellung der Wirtschaftswissenschaftler stilisieren sich die Physikstudierenden in ihren Fachschaftsmagazinen (zum Beispiel durch das Aufgreifen von Science Fiction Elementen) selbstironisch als *Nerds*. Viele der

Texte sind zudem stark indexikal formuliert, so dass sie für Außenstehende kaum verständlich sind.⁸

Auch in Bezug auf den Umgang mit ihren Zeitbudgets sind bei Physikstudierenden Besonderheiten festzustellen. Mit einem durchschnittlichen Zeitaufwand von 26 Stunden pro Woche für studienbezogene Tätigkeiten haben sie unter allen Studierenden den geringsten Zeitaufwand in den Semesterferien. Dies wird strukturell dadurch begünstigt, dass viele Studienleistungen wie Laborpraktika in der Vorlesungszeit geleistet und dementsprechend nicht nach dem eigenen Zeitplan absolviert werden können.

Eine gänzlich andere Fachkultur zeichnet sich im Maschinenbau ab: Für Studierende dieses Studiengangs erstreckt sich das Fach Maschinenkonstruktionslehre auf vier Semester und setzt sich in jedem Semester aus einer Vorlesung, einer daran orientierten Übung sowie einer weiteren Veranstaltung zusammen, die als »Workshop« bezeichnet wird. In diesem Rahmen müssen die Studierenden in weitgehend selbständiger Gruppenarbeit über den Zeitraum eines Semesters eine Konstruktionsaufgabe bearbeiten. Die zur Lösung dieser Aufgabe notwendigen fachlichen und methodischen Kenntnisse müssen sich die Studierenden über Vorlesungs- und Übungsinhalte hinaus im Selbststudium aneignen. Zudem werden hier Präsentations- und Diskussionsformen durch Betreuer angeleitet und von den Studierenden eingeübt. Den für die Bewältigung der Gruppenaufgabe immensen Arbeitsaufwand müssen die Studierenden weitgehend selbständig koordinieren, da lediglich drei Präsenztermine pro Semester vorgesehen sind.

Bei diesen Präsenzveranstaltungen wird nicht nur der jeweilige Stand der Arbeit, sondern auch die entfalteten Kompetenzen der Studierenden, unterteilt nach Fachkompetenz, Methodenkompetenz, Elaboration, Sozialkompetenz und Kreativität, geprüft. Maßgeblich für die Bewertung der Aktivitäten der Maschinenbaustudierenden ist aus Sicht der Dozenten, dass das Lösen gegebener Konstruktionsprobleme möglichst funktional und mit Hilfe bekannter und routinemäßig verwendeter Techniken und Bauteile, also probat und bewährten Mitteln erfolgt.

8 Diese »Nerdkultur« ist auch über das KIT hinaus auffällig. Hasse (2015) berichtet über die häufige Verwendung der Zahl 42 in der Konversation von Physik-Studierenden, die auch uns untergekommen ist: *Der Hitchhiker's Guide to the Galaxy* (Adams 1995), bei dem die Zahl 42 für die Antwort auf die Frage »nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest« steht, bildet einen geteilten Wissensbestand, der die Ingroup von Außenstehenden trennt.

Unter dem Eindruck, dass alle Kommilitonen eines Semesters dieselbe Aufgabe gestellt bekommen, wachsen die Arbeitsgruppen regelrecht zu kleinen Ingenieurbüros zusammen. Denn aus der wechselseitigen Beobachtung der Gruppen untereinander und dem gemeinsamen Lösen einer Aufgabe wächst eine starke Teamorientierung, die ihren Ausdruck in funktionierender Arbeitsteilung, sachlichen Diskussionen und einander gegenseitig stützendem Diskussionsverhalten gegenüber den Dozenten (etwa beim Verteidigen einer Lösung) findet. Kulturprägend erweisen sich in diesem Fall zentrale Lehrveranstaltungen, in denen fachkulturelle Verhaltensweisen eingeübt werden.

Kulturelle Passung von Studieren und Großforschung

Als kleinster gemeinsamer Nenner für Studierende dürfte sich der Erwerb von ECTS-Punkten erweisen. Jenseits dessen bilden sich, wie beim Forschen, auch beim Studieren unterschiedliche Kulturen heraus. Analog zum Verständnis von Wissenskulturen als »Kulturen von Wissenskontexten« (Knorr Cetina 2002: 19) lassen sich Studierkulturen als Kulturen von Studierkontexten begreifen. Diese Kontexte sind zum Teil durch institutionelle Vorgaben (Studienpläne, Prüfungsordnungen) strukturiert; sie werden vor allem aber von den Studierenden selber gestaltet – nicht zum wenigsten fach(schafts)kulturell.

Auch wenn es zu kurz greift, Kulturunterschiede an Disziplin- und Fachgrenzen festzumachen, lässt sich konstatieren, dass sich die am Beispiel studentischer Fachkulturen der Wirtschaftswissenschaften, des Maschinenbaus und der Physik zwar noch viel zu grobkörnig gezeichneten Studierkulturen doch auf unterschiedliche Weise als anschlussfähig für Großforschung erweisen: Die typischen Relevanzen der Studierenden der Wirtschaftswissenschaften, denen der Erwerb von Qualifikationen und Kompetenzaufbau zentral erscheint, stehen der auf relative Dauer angelegten Großforschung entgegen. Die ausgeprägte Forschungsorientierung von Physik-Studierenden sowie die auferlegte Teamorientierung der Maschinenbau-Studierenden kommen der Arbeitspraxis im Großforschungsbereich hingegen deutlich näher.

Die in der Studie *MyCampus* rekonstruierten Campusnutzungstypen liefern weitere Hinweise auf die Kompatibilität von Studieren und Großforschung. Knorr Cetina (2002: 227ff.) zufolge entfalten die Großexperimente

am CERN eine vereinnahmende Sozialisationswirkung. Das Leben der am Experiment beteiligten Forscher richtet sich nach den Bedürfnissen des Experiments – bis hin zum Lebens- und Arbeitsrhythmus. Es entsteht eine »emotionale Verbundenheit« mit dem Experiment, die dazu führen kann, dass die Wissenschaftler von ihrem Projekt »gefesselt oder besessen« (ebd.: 240f.) erscheinen. Studierende mit einer Orientierung, wie sie für den *College-Typ* symptomatisch ist, eignen sich möglicherweise besonders für die Eingliederung in die von Knorr Cetina beschriebene phasenweise hohe Intensität der Großforschung. Denn Studierende dieses Typs betrachten den Campus gewissermaßen als Arbeits- und Lebensraum. Arbeit und Freizeit gehen ineinander über und werden im Alltag nicht voneinander getrennt.

Während die internationale Großforschung am CERN eine gewisse Selbstaufgabe zu erfordern scheint, ist die KIT-Großforschung zwar ebenfalls durch ein striktes Arbeitsethos gekennzeichnet, die gesellschaftlichen Zeitinstitutionen, insbesondere geregelte Arbeitszeiten, sind hier jedoch deutlich erkennbar. Eine Beteiligung setzt die Arbeit an Geräten voraus, welche nur in vorgesehenen Arbeitszeiten und unter jeweils bestehenden, häufig rigiden Bestimmungen (zum Beispiel des Strahlenschutzes) geschehen kann. Hierfür könnte sich die Alltagsorientierung des *Separators* als kompatibel erweisen, da ihm die Trennung von Lebens- und Arbeitsraum sowie die am »Campus Nord« gängigen Arbeitszeiten eher entsprechen dürften.

Auch unsere Gesprächspartner an diesem Campus berichten von Verhältnissen, die mit dem in der Wissenschaftsforschung beschriebenen, wiederkehrenden Ausnahmezustand vergleichbar sind. Diese hängen mit der Arbeit »am Experiment«, also mit dem feldlagerartigen Werkeln vor Ort an den riesigen Forschungsanlagen zusammen, die den gewöhnlichen Arbeitsrhythmus für Tage oder sogar Wochen unterbrechen. So paradox es klingen mag, könnten sich gerade hierin Studierende wiederfinden, bei denen das Studium nicht an erster Stelle rangiert, sondern mit dem mitunter hohen Engagement für andere Aktivitäten gleichgestellt ist.

Kurz: Studierende sind keine homogene Einheit. Unter dem Dach einer Einrichtung wie dem KIT sind nicht nur unterschiedliche Wissens-, sondern auch divergente Studierkulturen beheimatet. *Lehre folgt Forschung* im Sinne einer Integration der Großforschung in das Studium setzt voraus, die spezifischen Praktiken sowie typischen Relevanzen und Orientierungen Studierender, das heißt, Studierkulturen in den Blick zu nehmen.

Literatur

- Adams, D. 1995: *The Hitchhiker's Guide to the Galaxy*. New York: Del Rey Books.
- Brandt, R. 2011: *Wozu noch Universitäten?* Hamburg: Meiner.
- Bologna Deklaration 1999: Der Europäische Hochschulraum – Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister, 19. Juni 1999, Bologna. www.bmbf.de/pubRD/bologna_deu.pdf (Letzter Zugriff: 15. Mai 2015).
- CERN 2013a: Member States Contributions – 2013. <http://dg-rpc.web.cern.ch/dg-rpc/Scale/MemberStatesContributions2013.html> (Letzter Zugriff: 15. Mai 2015).
- CERN 2013b: International Relations. <http://international-relations.web.cern.ch/International-Relations/office/listcountries.html> (Letzter Zugriff: 15. Mai 2015).
- Enchelmaier, M. 2011: *Zeit im Studium. Zeitinstitutionen, Zeitverwendung und Zeiterleben von Studierenden*. Soz.wiss. Diplomarbeit an der Universität Landau.
- Enchelmaier, M., Kunz, A. M. 2012: Zur Zeitverwendung von Bachelor-Studierenden in der vorlesungsfreien Zeit. *Journal of New Frontiers in Spatial Concepts*, 4. Jg., 41–43.
- Gothe, K., Pfadenhauer, M. 2010: *My Campus – Räume für die »Wissensgesellschaft«? Raumnutzungsmuster von Studierenden*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hasse, C. 2015: An Anthropology of Learning in Epistemic Cultures. In I. Lange-meyer, M. Fischer, M. Pfadenhauer (Hg.), *Epistemic and Learning Cultures at the University of the 21st Century*. Weinheim: Beltz Juventa, 34–45.
- Helling-Moegen, S. 2009: *Forschen nach Programm: Die programmorientierte Förderung in der Helmholtz-Gemeinschaft: Anatomie einer Reform*. Marburg: Tectum.
- KIT 2001: Upgrade des CMS-Spurdetektors. www.ekp.kit.edu/cms_upgrade.php (Letzter Zugriff: 15. Mai 2015).
- Knorr Cetina, K. 2002: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kühl, S. 2012: *Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie*. Bielefeld: Transcript.
- Maurer, A. 1992: *Zeit und Macht. Wechselwirkungen*, 14. Jg., Heft 56, 22–25.
- Torka, M. 2006: Die Projektförmigkeit der Forschung. *Die Hochschule*, 15. Jg. Heft 1, 63–83.
- Wissenschaftsrat 2006: *Empfehlungen zur künftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem*. Köln. Drucksache 7067-06. www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/rolle_universitaeten.pdf (Letzter Zugriff: 15. Mai 2015).
- Winter, M. 2011: *Praxis des Studierens und Praxisbezug im Studium: Ausgewählte Befunde der Hochschulforschung zum »neuen« und »alten« Studieren*. In W. Schubarth, K. Speck, A. Seidel (Hg.), *Nach Bologna: Praktika im Studium – Pflicht oder Kür? Empirische Analysen und Empfehlungen für die Hochschulpraxis*. Potsdamer Beiträge zur Hochschulforschung 1. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 7–43.

Herausforderungen und Potentiale bei online geführten Gruppendiskussionen

Nadine Sander, Miklas Schulz

Einleitung

Die offline geführte Face-to-Face-Gruppendiskussion ist elementarer Bestandteil des qualitativen Forschungssettings. Im Zuge der Digitalisierung der Gesellschaft hat sich dieser Forschungsbereich um neue Formen qualitativer Datenerhebung erweitert und sich die verstärkte Technisierung des Alltags zu Nutze gemacht.

Insbesondere das Internet nimmt heutzutage großen Einfluss auf unser Denken, Lernen und Forschen. Seit circa Mitte der 1990er Jahre werden Gruppendiskussionen daher auch vermehrt online durchgeführt (Görts 2003). Ein mittlerweile erheblicher Teil unserer sozialen Wirklichkeit spielt sich in der Umgebung des Internets ab (Schirmer, Blinkert 2009). So entsteht ein riesiger Pool an Daten, gleichzeitig aber auch ein Forschungsfeld, für das und in dem erst geeignete Erhebungs- und Auswertungsmethoden geprüft werden müssen. Im Rahmen unserer Forschung haben wir daher die Online-Gruppendiskussion als Erhebungsmethode angewendet, umgesetzt als textbasierte Kommunikation im virtuellen Raum über entsprechende Internetanwendungen, wie beispielsweise *Skype* oder *ICQ*. Unsere Erfahrungen mit dieser Erhebungsmethode und daraus resultierende Erkenntnisse stellen wir auf den folgenden Seiten dar.

Die Gruppendiskussion als Erhebungsmethode

In Anlehnung an Lamnek (2005) bezeichnet der Begriff *Gruppendiskussion* ein Gespräch, das in einer Gruppe zu einem bestimmten Thema geführt wird. Doch was ist die Besonderheit einer Gruppendiskussion, beispielsweise im Gegensatz zu einem Einzelinterview? Zunächst stellt sich die Frage, was eine Gruppe eigentlich ausmacht. Eine einheitliche Definition lässt sich in der Literatur nicht finden – es wird versucht, die Gruppe mit einer Vielzahl anderer Begriffe wie Eigenschaften und Parameter zu beschreiben. In einer Gruppe können verschiedene Persönlichkeiten aufeinandertreffen: Es gibt beispielsweise zurückhaltende, stille und schüchterne Personen, aber auch Meinungsführer und Vielredner. Die Diskussion kann durch die jeweiligen Charaktere befruchtet oder gehemmt werden. Insgesamt offenbart die Gruppendiskussion das Potential, mehr über einen Forschungsgegenstand, ein Thema oder eine Frage zu erfahren, als es in einem Einzelinterview der Fall wäre. Ideen und Erzählbeiträge vernetzen sich, es werden immer wieder neue Impulse und Denkanreize gesetzt, die in einem Einzelinterview möglicherweise gar nicht zur Sprache gekommen wären.

Da der Begriff Gruppendiskussion in der Literatur ein breites Feld umfasst, unterscheiden Wolff und Puchta, zu welchem Zweck eine Gruppendiskussion durchgeführt wird: zum Beispiel, um Meinungen, Bewertungen und/oder Informationen zu gewinnen, um die Gruppendiskussion selbst als Gegenstand der Forschung zu betrachten oder sie »als Medium« bzw. als »Instrument für andere Zwecke« (wie Personalauswahl, Wissensvermittlung oder politische Aktivierung)« (Wolff, Puchta 2007: 2) einzusetzen. Pollock (1955) wendet die Gruppendiskussion als Methode zur Ermittlung der individuellen nicht-öffentlichen Meinung an, Mangold (1960) zu informellen Gruppenmeinungen, Nießen (1976) hingegen zu situationsabhängigen Gruppenmeinungen, Bohnsack (2004) erkundet kollektive Orientierungsmuster und die Marktforschung nutzt sie zur Informationsermittlung (Lamnek 2005). Erdogan (2001) unterscheidet die Ermittlung von Gruppenmeinungen, die Abbildung von Information und die Ermittlung von individuellen Meinungen und Einstellungen als mögliche Intentionen für die Durchführung einer Gruppendiskussion.

Die online geführte Gruppendiskussion

Mittlerweile ist die Durchführung einer Gruppendiskussion online technisch gut umsetzbar. Dort kann die Diskussion entweder synchron (alle TeilnehmerInnen sind über Online-Medien miteinander vernetzt und können gleichzeitig interagieren) oder asynchron erfolgen (die Daten werden beispielsweise einmalig oder in sequentiell aufeinanderfolgenden Phasen erhoben, Ehlers 2005). Diese Erhebungen können auch über einen langen Zeitraum stattfinden; beispielsweise können Kommentare und Diskussionen über Wochen oder sogar Monate auf Blogs oder Websites verfolgt werden.

Doch warum sollte eine Gruppendiskussion überhaupt online geführt werden? Dammer und Szymkowiak (2008) sehen die Vorteile einer Online-Gruppendiskussion primär kostenbezogen: Sie ist günstiger als die Offline-Variante, da weder jemand anreisen muss, noch Raumbereitstellungen notwendig sind. Somit ist sie zeitlich wesentlich flexibler, die Überbrückung örtlicher Differenzen spielt keine Rolle. Auch Erdogan (2001) betrachtet die Online-Gruppendiskussion als neue, eigenständige Methode. Allgemein herrscht hingegen Uneinigkeit, ob die Online-Gruppendiskussion etwas Neues, Innovatives ist oder nur eine Variante der Face-to-Face-Gruppendiskussion über das Medium Internet (Lamnek 2005; Zerr 2003). Erdogan (2001) hält die online geführte Diskussion prädestiniert für die Beleuchtung individueller, kontroverser Meinungen und Einstellungen und sogar besser geeignet dafür als die Offline-Variante. Aufgrund des nicht zwingend notwendigen Konsenses lässt eine Online-Gruppendiskussion ihrer Meinung nach größere Meinungsvielfalt zu.

Im Gegensatz zu einer vom Moderator oder der Moderatorin begleiteten und initiierten Offline-Diskussion, bei der die TeilnehmerInnen aufeinander Bezug nehmen und sich gemeinsam an einem Thema abarbeiten, dominiert bei der Online-Gruppendiskussion die Gleichzeitigkeit des Antwortens auf eine Frage des Moderators bzw. der Moderatorin. Eine gegenseitige Bezugnahme der TeilnehmerInnen untereinander bleibt anfänglich aus, weshalb Erdogan (2001) die Online-Gruppendiskussion eher mit mehreren parallel geführten Einzelinterviews vergleicht. Ihrer Auffassung nach ist der Moderator bzw. die Moderatorin einer Online-Gruppendiskussion nicht in der Lage, die Gruppe als kollektives Gesamtgefüge anzusprechen – jeder einzelne Teilnehmer, jede einzelne Teilnehmerin bezieht die Ansprache auf sich selbst und tendiert daher stärker zu persönlichen, individuellen Reaktionen

als zu einem Gruppenkonsens. Erst im Anschluss an diese Individualreaktion greifen die TeilnehmerInnen bestimmte Aspekte der anderen Beiträge auf und beginnen Paralleldiskussionen untereinander. Bei einer neuen Frage des Moderators oder der Moderatorin wird die Paralleldiskussion unterbrochen und die Teilnehmer wenden sich dieser Frage zu. Die Moderation rückt online eher in den Hintergrund, die Diskussion läuft weitestgehend eigenständig, was dazu führen kann, dass sich die Richtung der Diskussion verändert und der eigentliche Fokus verschoben wird. Erdogan (2001) sieht die Funktion der Moderation als Diskussionsleitung untergraben. Es fällt leicht, physisch nicht präsente Moderatoren zu ignorieren. Aus dieser fehlenden physischen Präsenz der Moderation, aber auch der aller Diskussionsteilnehmer, resultiert eine Verringerung des sozialen Gruppendrucks für den Einzelnen, womit Erdogan den kontroverseren Verlauf von Online-Gruppendiskussionen begründet. Online-TeilnehmerInnen forcieren ihren eigenen Standpunkt und sind weniger kompromissbereit, was die Diskussion individualisiert. Jedoch ermöglicht die physische Abwesenheit auch, dass sich zum einen die TeilnehmerInnen ohne Aufwärmphase von Anfang an aktiv an der Diskussion beteiligen, zum anderen sich seltener Schweiger und Vielredner herauskristallisieren und die Beiträge homogener verteilt sind. Die Anzahl der Beiträge ist insgesamt im Vergleich zur Offline-Gruppendiskussion höher, wobei es für die TeilnehmerInnen online aber unproblematisch ist, zeitgleich zu antworten.

Nachteile der Online-Gruppendiskussion

Bestimmte Eigenschaften von Online-Gruppendiskussionen können mit Nachteilen verbunden sein: Zum einen sind die jeweiligen Beiträge sehr kurz, man gewinnt zwar einen Eindruck der Meinungen, jedoch werden diese nicht weiter ausgeführt. Über weitere potentiell interessante Aspekte – vor allem für eine qualitative Diskussionsauswertung – können anhand des Materials oft keine Rückschlüsse gezogen werden. Es entsteht keine Gruppenatmosphäre, die Beiträge werden der Reihe nach mit individuellen Statements abgearbeitet. In Online-Diskussionen kommen selten persönliche Erfahrungen zur Sprache, Hintergründe und Beispiele bleiben unbeleuchtet (Erdogan 2001). Es werden eher kontextarme Bruchstücke preisgegeben.

Zum anderen ist die Datengenerierung online mit höherer Anonymität verbunden – Befragte haben die Möglichkeit, ihre Identität zu verbergen. Das mag als Vorteil angesehen werden,¹ bietet jedoch wiederum Spielraum für Missbrauch. Es besteht stets eine Unklarheit, wer tatsächlich an der Diskussion teilnimmt. Auch wenn die TeilnehmerInnen anhand von sozialstatistischen Daten präzise ausgewählt wurden, bleibt unsicher, ob diese Personen auch selbst am Computer sitzen. Dennoch wird die Anonymität selten im Hinblick auf den Kommunikationsstil ausgenutzt – die *Netikette* wird weitgehend eingehalten (Dammer, Szymkowiak 2008: 164).

Die Online-Gruppendiskussion birgt auch methodische Probleme: Die Beiträge erfolgen teilweise stark zeitverzögert, zum Beispiel durch einen langsamen Internetzugang. So wird der Ablauf der Diskussion gestört und Beiträge geraten durcheinander, was letztendlich zu Missverständnissen führen kann. Das Hin- und Herspringen der schriftlichen Beiträge zwischen den einzelnen Themenblöcken macht die Diskussion schwer nachvollziehbar. Ebenso sorgt der Telegrammstil, der genutzt wird, um sich möglichst rasch an der Diskussion zu beteiligen, für Missverständnisse. So werden teilweise unbekannte Abkürzungen verwendet, die Postings extrem kurz gehalten, oder der Text ist mit einer Reihe von Tippfehlern durchzogen, sodass er unverständlich oder zumindest schwer nachvollziehbar wird.

Wie bereits oben erwähnt, fehlen in einer Online-Gruppendiskussion die Kontextinformationen der einzelnen Beiträge und die gesamten szenischen Eindrücke. Während offline das Protokollieren einen wichtigen Stellenwert einnimmt, steckt der gesamte Inhalt der Online-Gruppendiskussion im Chatprotokoll. Das kann zum einen selbstverständlich positiv gesehen werden, da Aufzeichnungen und Transkriptionen überflüssig sind, jedoch fehlt eine Reihe wichtiger Informationen. Offline wird jedes noch so kleine Detail der Gesprächssituation notiert: Störungen im Diskussionsverlauf, Mimik und Gestik der Teilnehmenden werden bei der Interpretation der Daten beziehungsweise dem Verstehen der Gruppendynamik berücksichtigt. Bei der Online-Gruppendiskussion fällt hingegen ein großer Teil dieser Details weg, denn weder Gestik und Mimik noch mögliche Störungen im Umfeld der TeilnehmerInnen lassen sich protokollieren, da der Moderator bzw. die Moderatorin in der Regel darüber keine Kenntnis erhält. Es stellt sich die Frage, welche Auswirkungen diese fehlenden kommunikativen Elemente nach sich ziehen, zumal sie gerade für die qualitative Sozialforschung einen großen Stellenwert haben. Emoticons können Gestik, Mimik und Betonung

1 Diese Anonymität eignet sich gut für eine Diskussion von brisanten Themen.

nicht ausreichend kompensieren. Allerdings können das Fehlen nonverbaler Kommunikationselemente und die physische Abwesenheit auch als Vorteile gesehen werden, da TeilnehmerInnen und Moderatoren bzw. Moderatorinnen ihre Mimik und Gestik nicht kontrollieren müssen und physische Merkmale keine Rolle spielen. Würde die Online-Gruppendiskussion hingegen als Videochat umgesetzt werden, könnte diese vermutlich eher mit einer offline geführten Gruppendiskussion vergleichbare Daten hervorbringen. Letztendlich muss eine online geführte Gruppendiskussion gegebenenfalls wieder offline ausgewertet werden.

Erdogan (2001) weist zudem auf Probleme bei der Rekrutierung der TeilnehmerInnen von Online-Diskussionen hin, da diese eine höhere Drop-out-Rate haben als TeilnehmerInnen offline geführter Gruppendiskussionen. Um die Ausfallquote gering zu halten und dem *theoretical sampling* als Auswahlverfahren gerecht zu werden, ist eine höhere Anzahl von rekrutierten Personen erforderlich.

Ein weiterer, nicht zu vernachlässigender Nachteil ist, dass nicht jeder über einen (ausreichend schnellen) Internet-Zugang oder das entsprechend notwendige technische Equipment verfügt, sodass von vornherein Personen ausgeschlossen sind. Ein fehlender Internet-Zugang muss nicht unbedingt das Hemmnis sein, manche Internetnutzer verfügen schlichtweg nicht über genügend Technikaffinität, um an einer onlinegeführten Gruppendiskussion teilzunehmen. Das Potential für neue Formen der Verzerrung des Samples muss demnach bedacht werden.

Forschungspraktische Besonderheiten

Im Hinblick auf eine optimale Zusammensetzung gelten für Online-Diskussionsgruppen die gleichen Aspekte wie für die Offline-Variante. Bezogen auf die Online- und Technikaffinität sowie den Umgang mit dem Internet kann eine homogene Gruppenzusammensetzung ausführlichere Antworten zu Tage fördern (Epple, Hahn 2003). Auch bei heterogenen Gruppen gibt es selten Kommunikationsprobleme, jedoch kann mangelnde Vertrautheit mit dem Internet zu Zurückhaltung der entsprechenden TeilnehmerInnen führen. Technikaffine Personen übernehmen eher die Meinungsführerschaft, unabhängig von ihrem Wissen über die diskutierten Aspekte (Bös-

henz 1998). Grundlegende Internetvertrautheit und Technikaaffinität schaffen eine ausgewogene Beteiligung der TeilnehmerInnen und generieren am ehesten eine alltägliche Gesprächssituation. Wie bei Offline-Gruppendiskussionen muss online berücksichtigt werden, dass die Ergebnisse schon bei leicht veränderter Zusammensetzung der Gruppe völlig anders aussehen können. Insofern ist es relevant, die Zusammensetzung genau abzubilden, beispielsweise wie die TeilnehmerInnen zueinander stehen, wie sie miteinander interagieren und wie vertraut sie mit dem Internet oder der Technik sind. Diese Informationen sind wichtig für die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse und der Gruppeninteraktion im Rahmen der Datenauswertung.

Nach Lamnek (2005) werden für Online- wie Offline-Diskussionen ähnlich große Gruppen empfohlen. Offline schwanken die Zahlen zwischen sechs bis zehn TeilnehmerInnen (Mangold 1973), mehr als sieben aber weniger als siebzehn (Pollock 1955) und neun bis zwölf (Lamnek 2005). Amerikanische Forscher bevorzugen für eine Offline-Gruppendiskussion drei bis fünf TeilnehmerInnen – eine Zahl, die sich unseres Erachtens auch online gut realisieren lässt. Schäffer (2006: 122) benennt aufgrund von Erfahrungswerten die ideale Teilnehmerzahl einer Online-Gruppendiskussion mit drei bis zehn Personen. Schon aus forschungspraktischen Gründen rät er von größeren Gruppen ab, da die Zuordnung der Beiträge zu den einzelnen Personen erheblich erschwert wird. Zudem ist die Nachvollziehbarkeit der Diskussion schwieriger, da aufgrund der benötigten Zeit zur Eingabe die Beiträge sehr vermischt werden. Und schließlich besteht die Gefahr, dass sich Untergruppen und Parallel-Diskussionen bilden. Erdogan (2001) empfiehlt eine Online-Zusammensetzung von sechs bis sieben Personen.

Zur Anzahl der Gruppendiskussionen selbst gibt Lamnek (2005) die Empfehlung, mehr als eine zu realisieren, um jeweilige Gruppenspezifika zu erkennen und herauszuarbeiten. Insgesamt ergibt sich die Anzahl jedoch durch den Forschungsgegenstand und die bisher geführten Gruppendiskussionen – je nachdem, ob eine theoretische Sättigung² erreicht wurde oder eben noch nicht. Lamnek (2005) geht davon aus, dass in der Regel zwei bis fünf Gruppendiskussionen ausreichen, um die Forschungsziele zu erreichen. Je homogener ein Forschungsfeld ist, desto geringer die Anzahl der für die Forschungsziele benötigten Gruppendiskussionen.

Hinsichtlich der Gruppenzusammensetzung gibt es in der gängigen Forschungsliteratur keine eindeutigen Empfehlungen, welche Zusammensetzung

2 Die Bezeichnung theoretische Sättigung wird hier im gängigen Verständnis der *Grounded Theory* verwendet.

forschungspraktisch vorteilhafter ist. Es besteht die Möglichkeit, Ad-hoc- oder Realgruppen zu rekrutieren, wobei Schäfer (2006) die Diskussion mit Realgruppen, also mit untereinander persönlich bekannten Personen, als ergiebiger und intensiver einschätzt als eine Diskussion mit Personen, die allein zum Zweck der Gruppendiskussion zusammentreffen. Allerdings ist in Realgruppen die Gefahr von Sanktionen höher, was die Offenheit einer Diskussion einschränken kann (Lamnek 2005). Schäfer (2006) weist darauf hin, dass TeilnehmerInnen in unbekanntem Gruppengefügen in der Regel versuchen, sich in der Anfangsphase vorsichtig einander anzunähern und die Standpunkte der anderen zu identifizieren. Das kann die Diskussion zeitlich in die Länge ziehen oder die Ergebnisse mindern. Allerdings bleibt hier zu prüfen, ob bei einer Online-Diskussion diese *Aufwärmphase* nicht dadurch ausgeglichen wird, dass die Anonymität der Online-Variante eine anfängliche Zurückhaltung mindert. Hinsichtlich der Moderation gestaltet sich die von Realgruppen schwieriger als die von einander fremden Teilnehmern. Anstelle von Realgruppen sind nach Schäfer (2006) jedoch auch Zusammensetzungen aus Personen mit dem gleichen Sozialisationshintergrund oder anderen Gemeinsamkeiten denkbar. Eine solche Gruppenzusammensetzung ist dann im Hinblick auf die Merkmale, die von Interesse sind, automatisch eher homogen. Realgruppen sind in Bezug auf Position und Status in der Regel heterogener, da die einzelnen Gruppenmitglieder oft unterschiedliche Positionen im Sozialgefüge einnehmen, wie beispielsweise innerhalb einer Familie oder einer Firmenbelegschaft (Lamnek 2005). Ad-hoc-Gruppen lassen sich frei nach den Ansprüchen des Forschers und mit einer maximalen Variation, also sehr heterogen, zusammensetzen.

Ein Anwendungsbeispiel aus der Praxis

Im Rahmen des von uns durchgeführten Forschungsprojektes zum (Online-) Übertragungsangebot der Olympischen Sommerspiele 2012 haben wir, neben einer Reihe von teilnarrativen Leitfadeninterviews sowie der Erhebung von themenbezogenen Postings auf Facebook und Tweets auf Twitter, auch sechs Gruppendiskussionen durchgeführt. Dabei sind drei der Diskussionen über die Chatfunktion von Skype und drei weitere offline, das heißt Face-to-Face abgehalten worden. Die Teilnehmerzahl lag in allen Fällen bei vier Personen. So lassen sich nun Erfahrungen bezüglich der Gesprächsverläufe,

Aktivitäten der TeilnehmerInnen und weiterer Besonderheiten, wie auch im Hinblick auf die *Analysefähigkeit* des zustande gekommenen Materials differenziert darstellen.

In der Forschungsperspektive der Cultural Studies sind insbesondere die Kontextbedingungen mitentscheidend, die beispielsweise Rezeptionssituationen rahmen und damit gleichsam konstitutiv für die Untersuchung sind, sofern es um die Bedeutungskonstruktion (eines Medientextes) durch Akteure geht (Krotz 2001; Winter 2010). Eine solche Perspektive kann sich die Reflexion der eigenen Forschungspraxis durchaus zu eigen machen, und folglich das (interaktive³) Zustandekommen des mediatisierten Untersuchungssettings ebenso in die Betrachtung einbeziehen wie die Kontextbedingungen in der Erhebungssituation selbst. Ein solcher Versuch soll hier exemplarisch unternommen werden.

Wir knüpfen an das für sprachlich-kommunikative Phänomene sensibilisierte *Texthermeneutische Basisverfahren* der Auswertung nach Kruse (2014) sowie Helfferich und Kruse (2007) an und werden entlang der verschiedenen Aufmerksamkeitsebenen der Auswertung: Semantik, Pragmatik und Interaktion einen Blick auf die rekonstruierende Auswertbarkeit von schriftbasiertem Online-Material werfen. Hervorgehoben wird dabei die Ebene der Interaktion, deren Aushandlungsnotwendigkeit in Anlehnung an Goffman (1991) kurz zu illustrieren ist.

Wie bereits gezeigt, ist es in der gesamten Forschungsliteratur üblich, von Online-Gruppendiskussionen zu sprechen. Für diese wird darüber hinaus noch eine Reihe von Begrifflichkeiten synonym verwendet: Online-Focus-Groups, Web-Groups, Cyber Groups, E-Groups, Virtual Groups, E-Mail-Groups oder Chat-Groups sind nach Lamnek (2005) die gängigsten Bezeichnungen, zum Teil mit sehr unterschiedlichem Fokus. In der Forschungspraxis stießen wir bei der Verwendung der Bezeichnung Online-Gruppendiskussion auf ein erhebliches Maß an Irritation seitens der Beforschten. In mehreren Fällen wurde davon ausgegangen, dass nach dem Zusammenfinden im Gruppenchat in die Telefonie-Funktion von Skype gewechselt würde. Dies war von uns jedoch nicht beabsichtigt, weswegen wir im Folgenden bei der Bezeichnung des Unterfangens präziser von einer Chat-Gruppendiskussion sprechen wollen, und vorschlagen diese Differenzierung im Weiteren in der Forschungslandschaft zu berücksichtigen.

3 Hiermit sind Aushandlungsprozesse sowohl zwischen Beforschten als auch zwischen Forschenden und Beforschten angesprochen, sowie die Bedeutung der Medientechnologie, die bei der Datenerhebung bzw. Datenproduktion eingesetzt wird.

Reflektion und Einordnung der Besonderheiten bei Chat-Gruppendiskussionen

Bei beiden Varianten, der Chat-Gruppendiskussion und der Face-to-Face-Diskussion, haben wir jeweils ein Ad-hoc- und ein Realgruppen-Sample integriert. In der Forschungsliteratur wird, wie oben bereits erläutert, im Zusammenhang mit Gruppendiskussionen häufig darauf verwiesen, dass es für die Qualität und den Gesprächsverlauf nicht unerheblich ist, ob sich Bekannte miteinander unterhalten. Wir können uns diesen Beurteilungen mit unseren Erfahrungen nur bedingt anschließen. Vor allem die Chat-Gruppendiskussionen einander fremder Personen waren thematisch konzentrierter, ernsthafter und durch weniger Ablenkungen gekennzeichnet, als dies bei der Realgruppe der Fall war.

Grundsätzlich bemerkenswert ist, dass in unseren Fällen der Online-Erhebung die DiskutantInnen von zuhause aus am heimischen Gerät an der Chat-Gruppendiskussion teilnahmen, wir es sozusagen mit einem Aspekt des Medien-Alltags zu tun haben (Röser 2007). Damit gehen gewisse Umstände einher, die hier kurz aufgegriffen werden sollen: Es ist folglich eine eingeschränkte Kontrolle seitens der Forschenden über parallele Aktivitäten zu konstatieren, die während und begleitend zu der laufenden Diskussion stattfinden, jedoch schwerlich zu unterbinden sind.⁴ Als Vorteil solcher möglichen »Störungen« betrachten wir, dass sie durch den Aspekt der gewohnten Interaktionssituation konstitutiv für solche Online-Kommunikation sind (was wir weiter unten kurz zeigen) und zum Teil Aufschluss darüber geben können, wie eine übliche chatbasierte Kommunikationssituation unter Freunden in anderen Zusammenhängen aussehen mag. Über den Einbezug der ergänzend geführten Leitfadeninterviews mit den einzelnen Diskussionsteilnehmern konnten wir routinierte Alltagspraktiken im Umgang mit dem Online-Chat identifizieren.

So betrachtet stellt eine Chat-Gruppendiskussion – im häuslichen Alltagskontext der Akteure durchgeführt – eine besondere Form dar, was das Spannungsfeld von Natürlichkeit im Verhältnis zur Künstlichkeit einer Erhebungssituation anbelangt. Es scheint als existierten Momente in einem solchen Setting, die diese Erhebungsvariante näher an die teilnehmende Beobachtung heranbrächten. Wie weiter oben bereits geschildert, haben wir

4 Zwar wird es bei keiner Diskussionsform eine absolute Kontrolle über parallele Aktivitäten geben können, jedoch ist die Motivation zu parallelen Aktivitäten bei online geführten Diskussionen offenbar erhöht.

den Eindruck gewinnen können, dass die denkbare Verzerrung gemindert und eher auf die thematische Strukturierung der Diskussion reduziert wird, wenn der Moderator präsent ist (vgl. Erdogan 2001). Selbstredend ist diese *Annäherung* an die bei teilnehmenden Beobachtungen angestrebte Natürlichkeit nicht überzustrapazieren. Der Begriff der Künstlichkeit ist jedoch genauer zu differenzieren. So macht es für das Fremdheitsgefühl der Beforschten einen graduellen Unterschied, ob es sich um eine Erhebungssituation in einem fremden Büro mit Unbekannten handelt, oder sich die Person am heimischen Computer befindet, während sie mit Freunden über ein bekanntes Chat-Programm unter Anleitung des Moderators kommuniziert.

Auch bezüglich der stattfindenden Technikaneignung lassen sich Aspekte beobachten, die unseres Erachtens davon beeinflusst werden, ob die Chat-Gruppendifkussion innerhalb einer Realgruppe oder einer Ad-hoc-Gruppe erfolgt. Die Vertrautheit unter den DiskussionsteilnehmerInnen prägt gruppenspezifische Muster im Hinblick auf die Aneignung und den Umgang mit der Technik, wie das folgende Beispiel einer in die Diskussion thematisch integrierten Websuche illustriert:

[...]

[21:21:51] Person A2: Gab es synchronschwimmen dieses Jahr überhaupt?

[21:22:41] Person B2: naja rausgefallen aus den sportarten ist bisher noch nie was ausser baseball/softball

[21:22:43] Person C2: musst du mal beim zdf gucken. ich hab gehört die haben ne gute seite :P

[21:22:55] Person A2: Google mal. aber das mag ich. Synchronspringen sah ich nur im Bericht. Abgelooost, weil zu einfache combo. Tony hawk retro style.

[21:23:21] Person A2: Ich sitz hier am Smartphone, ich Google nichts.

[21:23:31] Person A2: Bin froh, wenn ich hinterher komme

[21:23:54] Person A2: Person B2 und Lacrosse!

[21:23:54] Person C2: hab nachgeguckt. ja, es gibt auch dieses jahr synchronschwimmen

[...]

Die Technikbasiertheit der Kommunikation vermag es, hier eine weitere selbstreferentielle Qualität in die verhandelte Situation einzubringen, und zwar in dem Sinne, dass die Teilnahme einer Person an der Diskussion wiederholt Gegenstand in der Diskussion ist. Die vergleichsweise auffällig verzögerten Antworten einer Teilnehmerin, die aus der Benutzung eines Smartphones resultieren, welches sich zum Zeitpunkt der Erhebung nicht im W-

LAN befindet, sorgen für Irritationen. Der gleiche Hinweis ist auch die Begründung dafür, dass die Person nicht noch *googlen* möchte.

Darüber hinaus beobachten wir nicht nur Abschweifungen, die aus dem technisierten oder inhaltlichen Kontext der Diskussionssituation herrühren, sondern auch externe, unmittelbarer mit dem sozialen Aspekt des häuslichen Alltagskontextes zusammenhängende Faktoren, wie die folgende, kurze Ausschnitt zeigt.

[...]

[20:43:36] Person B1: mom ei mir klingelt es geraee bin gleich wieder da

[20:43:58] Person A1: bestimmt freunde, die mit dir olympia gucken wollen :)

[20:44:07] Moderator: bestimmt!

[20:44:10] Person D1: hihi

[20:44:22] Person C1: oh, ich werde gerade auch gerufen, bin also auch kurz weg

[20:44:30] Person D1: was ist denn hier los?!

[20:44:33] Person A1: :D

[20:44:37] Person C1: die Illuminati! :D

[20:44:49] Person A1: wurdest du nachnominiert?

[20:44:54] Person B1: wieder da

[20:45:53] Person B1: hehe ne nur der hund der falschen alarm geschlagen hat, weil sie spühlmaschine ausgegangen ist – un ich dachte schon ich hätte die klingel wieder überhört...

[...]

Kurzzeitig hatten zwei der vier DiskutantInnen die Diskussionssituation verlassen. Dadurch, dass wir es hier eben nicht mit einer sterilen, aus den weitergehenden sozialen Kontexten künstlich herausgelösten Erhebungssituation zu tun hatten, zeigt sich die Herausforderung, bei einer synchronen Diskussion auch die Synchronität in der Teilnahme zu gewährleisten. Die vorübergehende Aufkündigung der als Erhebungssetting definierten Situation erscheint als zumutbar, und zieht sogleich die Nachahmung durch eine weitere Person nach sich, die sich dann auch von der implizit getroffenen Übereinkunft der Situationsdefinition löst. Dies bleibt nicht kommentarlos, wie die nachfolgende Aussage *Was ist denn hier los?!* zeigt, die im Sinne einer gewissen Entrüstung der Zurückgelassenen verstanden werden kann. Geantwortet wird dann jedoch lediglich ironisch, eine lapidar formulierte Reaktion auf den versuchsweise aufgebauten sozialen Druck. Ein solches Verhalten ist vermutlich in einer Face-to-Face-Diskussion unmöglich, da soziale

Erwartungshaltungen in der physischen Gegenwart anderer unmittelbarer verspürt und auch leichte Sanktionen wie ein strafender Blick drohen würden (Goffman 1991). Solche subtilen Mittel stehen offensichtlich nicht zur Verfügung, und eine Unterbrechung ist in einer Interaktionssituation, die ohnehin nicht von einem Sprachfluss, sondern von einem Schreibfluss gekennzeichnet ist, etwas Anderes. Lesen und Schreiben sind im Unterschied zu Sprechen und Hören immer an Verzögerungen gebunden.

Auffällig ist zudem, dass diese temporäre Aufkündigung der Erhebungssituation in der Ad-hoc-Gruppe passierte. Bei der Gruppendiskussion mit untereinander befreundeten TeilnehmerInnen führten verzögerte Antworten hingegen regelmäßig zu auffordernden oder neckenden Kommentaren, wie *sie ist eingeschlafen*, was eine höhere Verbindlichkeit in den reziproken sozialen Erwartungshaltungen anzeigen mag.

Wie bereits angedeutet, scheinen Chat-Gruppendiskussionen weniger anfällig für Unsicherheiten auf Seiten der Beforschten zu sein. Dies können wir an einem Evaluationsbeispiel einer Ad-hoc-Gruppe zeigen, da wir am Ende jeder Diskussion nach positiv und negativ wahrgenommenen Begleiterscheinungen fragten:

[...]

[21:49:27] Person A1: finde, dass wir eine sehr nette runde waren, obwohl ich keinen von euch kenne :)

[...]

was dann erwidert wird:

[21:49:53] Person B1: @Person A: ganz meine meinung wir sind ziemlich schnell warm miteinander geworden

[21:50:01] Person C1: das stimmt, das war toll :)

[...]

Gleichwohl ließen sich auch in der Literatur diskutierte Hindernisse identifizieren. So sind Missverständnisse nicht nur für die Auswertung ein Problem, sondern bereits während der Erhebung selbst virulent:

[...]

[22:43:21] Person D2: fragen waren ok aber manchmal etwas verwirrend fand ich.

[22:43:44] Person A2: Skype und call graph und dann telefonkonferenz. Muss man halt ordentlich moderieren. Damit jedee zu wort kommt.

[22:43:47] Person D2: wir machen nen stammtisch, nehmen das auf video auf und stellens auf youtube. toms olympia studio quasi

[22:43:48] Person C2: Ja, ich wusste bei der Frage zum Sender-Angebot »Allgemein« am Anfang nicht, ob wir jetzt schon über Streams reden oder nicht

[22:43:51] Moderator: @ Person D2: inwiefern

[22:44:18] Person D2: naja ich hab manchmal erst als ich die ersten antworten gelesen hab verstanden worauf die frage genau zielte..

[...]

Hier wird von einem Teilnehmer ein interessanter Punkt angesprochen, der auf die Herstellung eines gemeinsamen Verständnisses jener Fragen in der Gruppe zielt. Die Gruppe vollzieht quasi einen interpretativen Aushandlungsprozess. Es wird versucht, Intersubjektivität als Grundlage für eine erfolgreiche Kommunikation herzustellen. Es gab jedoch auch Chat-Gruppendiskussionen, in denen diese Aushandlungsprozesse nicht erfolgten: Dort antworteten die einzelnen TeilnehmerInnen zunächst individual-zentriert und erst in einem weiteren Schritt wurden die Aussagen in Zusammenhang mit den Äußerungen der anderen gebracht. Dennoch ist offenkundig, dass beide Momente – Individual- und Gruppenverständnisse – in den Diskussionen eine Rolle spielen und gleichermaßen in der Auswertung berücksichtigt werden können/sollten.

Des Weiteren zeigt sich, abgesehen davon, dass unter FreundInnen im Chat auch gerne mal etwas »herumgeblödelte« oder Nonsense getextet wird, wieder die Kürze der einzelnen Beiträge. Der Moderator oder die Moderatorin einer Chat-Gruppendiskussion steht insbesondere dann vor der Herausforderung, möglichst für Ausführungen zu sorgen, die über Schlagworte hinausgehen, wenn der Text nicht bloß qualitativ-inhaltsanalytisch, sondern rekonstruktiv ausgewertet werden soll. Denn für eine belastbare Validierung ist es notwendig, die Interpretationen mit weiteren Textstellen im Hinblick auf deren Konsistenz zu konfrontieren. Für das Erkennen von Mustern der Versprachlichung, die über Positioning- oder Agency-Analysen herausgearbeitet werden können, ist dies ein Problem. Die Muster zeigen sich erst bei einer weiteren Abstraktion und Bündelung der Beobachtungen, wobei diese Vorgänge bei sehr kurzen Beiträgen nicht immer systematisch zu realisieren sind.

Um inhaltlich fundierte und umfassender auszuwertende Ergebnisse zu erzielen, hatten wir uns von vornherein dafür entschieden, die TeilnehmerInnenzahl bei den Chat-Gruppendiskussionen auf vier Personen zu begrenzen. In größeren Gruppen kann es, wie bereits erwähnt, sehr viele Äußerungen geben, deren Bezug untereinander aufgrund der Verzögerung im Modus des Schreibens und Lesens zum einen sehr unübersichtlich wird. Zum anderen

ist in geringerem Maße eine aufeinander aufbauende, thematische Behandlung möglich. Das Problem der Fokussierung wird schon bei einer Gruppengröße von vier Personen von den Beforschten registriert. Es fiel ihnen schwer, parallel zum Schreiben über das von anderen Geschriebene auf dem Laufenden zu bleiben, ohne den eigenen Beitrag darüber zu vergessen. Diese Situation würde sich mit mehr TeilnehmerInnen noch verschärfen und die Steuerungsmöglichkeiten in der Moderation einschränken.

Fazit

Mit der mediatisierten Erhebungssituation einer Chat-Gruppendiskussion gehen spezifische Bedingungen einher, die sich zu Vor- und Nachteilen für das Erkenntnisinteresse entwickeln können. Von daher ist – wie in jedem anderen Fall der Erhebungsmethodenwahl – genau zu überlegen und zu prüfen, inwiefern sich die Wahl sinnvoll begründen lässt, und wie die mit der gewählten Methode einhergehenden Bedingungen die Qualität der Untersuchung verbessern können. Bei der Beforschung des (Online-)Übertragungsangebots der Olympischen Sommerspiele 2012 stand neben der Rekonstruktion des Medienhandelns der Akteure insbesondere ein Vergleich unterschiedlich gewonnener Online- und Offline-Daten im Mittelpunkt unseres Erkenntnisinteresses.

Die technische Strukturierung des Kommunikationsverlaufs wirkt sich auf das Zustandekommen des Textkorpus aus, sodass sich die Frage stellt, ob eine Chat-Gruppendiskussion am besten dazu geeignet ist, Orientierungsmuster von Gruppen zu erfassen und zu analysieren. In jedem Fall können wir uns Erdogans (2001) Feststellung anschließen, dass bei Chat-Gruppendiskussionen vermehrt Individualreaktionen statt Gruppenreaktionen zu konstatieren sind. Dies lässt sich auf den in Chat-Gruppendiskussionen beobachteten, und in der Fachliteratur bestätigten, anders gearteten sozialen Druck zurückführen, der sich in der physisch entkoppelten und technologisch wieder zusammengeführten Gruppe bemerkbar macht. In den Realgruppen fielen vor allem die aufkommenden Paralleldiskussionen auf, die zu Erkenntnisgewinn bezüglich der in diesen Gruppen vorherrschenden Verwendungsweise eines Gruppenchats führten.

Empfehlungen für Gruppen mit mehr als zwölf TeilnehmerInnen, die in manchen Quellen genannt werden, können wir kaum nachvollziehen. Schon bei vier Personen plus Moderation stellten wir ein relativ großes Potential für Missverständnisse, Verzögerungen und Überlappungen im Antwortverhalten fest. Je nach Erkenntnisinteresse mögen auch größere Gruppen sinnvoll sein, sofern es zum Beispiel um die Vielfalt in Meinungsäußerungen ohne Rückwirkungen auf die Beiträge untereinander geht. Insgesamt scheinen Chat-Gruppendiskussionen allerdings in geringerem Maße für eine rekonstruktive Analyse zugänglich, was schlicht an dem Umfang der einzelnen Beiträge liegt. Dennoch kann auch diese Form der Datenerhebung interessante Erkenntnisse hervorbringen, sodass sie als beachtenswerte Erhebungsmethode innerhalb der empirischen Forschung wahrgenommen werden sollte.

Literatur

- Bohnsack, R. 2004: Gruppendiskussion. In U. Flick, E. v. Kardorff, I. Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, 369–384.
- Böshenz, J. 1998: *Möglichkeiten und Grenzen der Online-Marktforschung. Konzeptionelle Grundlagen und empirische Erkenntnisse*. München: FGM-Verlag.
- Dammer, I., Szymkowiak, F. 2008: *Die Gruppendiskussion in der Marktforschung*. 2. Auflage, Köln: Rheingold-Verlag.
- Ehlers, U.-D. 2005: Qualitative Onlinebefragung. In L. Mikos, C. Wegener (Hg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK, 279–290.
- Epple, M., Hahn, G. 2003: Dialog im virtuellen Raum – Die Online-Focusgroup in der Praxis der Marktforschung. In A. Theobald, M. Dreyer, T. Starsetzki (Hg.), *Online-Marktforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen*. Wiesbaden: Gabler, 297–307.
- Erdogan, G. 2001: Die Gruppendiskussion als qualitative Datenerhebung im Internet. Ein Online-Offline-Vergleich. *kommunikation@gesellschaft*, 2. Jg., 1–14.
- Goffman, E. 1991: *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Görts, T. 2003: Gruppendiskussionen – Ein Vergleich von Online- und Offline-Focus-Groups. In A. Theobald, M. Dreyer, T. Starsetzki (Hg.), *Online-Marktforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen*. Wiesbaden: Gabler, 147–164.

- Helffferich, C., Kruse, J. 2007: Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibili-sierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte. Oder: Vom »professionellen Blick« zum »hermeneutischen Ohr«. In I. Miethe, W. Fischer, C. Giebeler, M. Goblirsch, G. Riemann (Hg.), *Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung*. Leverkusen: Barbara Budrich, 175–188.
- Krotz, F. 2001: *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kruse, J. 2014: *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Lamnek, S. 2005: *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. 2. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mangold, W. 1960: *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens: Aus der Arbeit des Instituts für Sozialforschung*. Frankfurt am Main: EVA.
- Mangold, W. 1973: *Gruppendiskussion*. In R. König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung. Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung*. Stuttgart: Enke, 228–259.
- Nießen, M. 1976: *Das Gruppendiskussionsverfahren als Evaluationsmethode: theoretische und praktische Überlegungen auf der Grundlage des interpretativen Paradigmas*. Universität Trier: Dissertation.
- Pollock, F. 1955: *Gruppenexperiment: Ein Studienbericht*. Frankfurt am Main: EVA.
- Röser, J. 2007: *Einleitung. Zu diesem Buch*. In J. Röser (Hg.), *MedienAlltag. Domestizierungprozesse alter und neuer Medien*. Wiesbaden: VS, 7–15.
- Schäffer, B. 2006: *Gruppendiskussion*. In R. Ayaß, J. Bergmann (Hg.), *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 115–145.
- Schirmer, D., Blinkert, B. 2009: *Empirische Methoden der Sozialforschung. Grundlagen und Techniken*. Paderborn: Fink.
- Winter, R. 2010: *Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozess*. 2. Aufl. Köln: Halem.
- Wolff, S., Puchta, C. 2007: *Realitäten zur Ansicht. Die Gruppendiskussion als Ort der Datenproduktion*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Zerr, K. 2003: *Online-Marktforschung – Erscheinungsformen und Nutzenpotentiale*. In A. Theobald, M. Dreyer, T. Starsetzki (Hg.), *Online-Marktforschung. Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen*. Wiesbaden: Gabler, 7–26.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Philip Adebahr, M.A., Chemnitz
Prof. Dr. Oliver Arránz Becker, Halle an der Saale
Julia Bartosch, M.A., Berlin
Sarah Leonie Bauer, M.A., Mainz
Prof. Dr. Christine Baur, Wolfenbüttel
Dr. Jens Bergmann, Hannover
Frederik Bernard, Düsseldorf
Sarah Eckardt, Radebeul
PD Dr. Astrid Franzke, Frankfurt am Main
PD Dr. Patricia Frericks, Hamburg
Matthias Fuchs, M.A., Paderborn
Jun.-Prof. Dr. Dorett Funcke, Hagen
Kathrin Ganz, M.A., Hamburg
Prof. Dr. Michael Gebel, Bamberg
Michael Grothe-Hammer, M.A., Berlin
Dipl.-Soz. Luise Heinz, Friedrichshafen
Dr. Marko Heyse, Münster
Nathalie Hirschmann, M.A., Berlin
Simone Ines Lackerbauer, München
Dr. Miranda Leontowitsch, Frankfurt am Main
Daniel März, Hamburg
Dr. Hildegard Matthies, Berlin
Tonia Rambausek, Kassel
Thordis Reimer, M.A., Hamburg
Dr. Anja Röcke, Berlin
Dr. Estela Schindel, Konstanz
Prof. Dr. habil. Dietmar Schössler, Weinheim
Luisa Antonie Streckenbach, M.A., Freiburg
Dr. Ann Vogel, Hildesheim
Amanda Voss, Kassel
Vanessa Wein, M.A., Mainz
Elke Wienhausen-Knezevic, LL.M., Freiburg im Breisgau

Neue studentische Mitglieder

Hannes Bulski, Mannheim
Melanie Dietz, Gießen
Malin Houben, Potsdam
Darah Kaschuba, Düsseldorf
Maria Kränzler, Essen
Jens Kretzschmar, Oldenburg

Austritte

Prof. em. Dr. Dr. Heinz Abels, Münster
Dr. Ingrid Barb-Priebe, Ratingen
Katharina Esche, Chemnitz
Felizitas Hermenau, Kassel
Prof. Dr. Isa Jahnke, Umeå
Anne Keßler, Duisburg
Caterina Ruggenini, Hannover
Ann Kristin Schneider, Münster
Dr. Angelika Tölke, München
Prof. Dr. Hans-Jürgen Weißbach, Frankfurt am Main
Daniel Wiese, Duisburg

Verstorben

Sylvana Schnerch, Leipzig

Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Frühjahrstagung »Produktivität« und »Potenzial« – Neues Alter, alte Ungleichheiten?»

Die Frühjahrstagung der Sektion wurde in Kooperation mit dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung ausgerichtet. Sie fand am 27. und 28. März 2015 in Wiesbaden statt; 40 Personen haben an der Tagung im Gerhard-Fürst-Saal des Statistischen Bundesamtes teilgenommen.

Nach einer Begrüßung umriss *Andreas Mergenthaler* (Wiesbaden) das Spannungsfeld zwischen Aktivierungsdiskursen einerseits – die sich zum Beispiel am Leitbild des aktiven Alterns festmachen lassen –, und sozialer Ungleichheit andererseits – im Zugang zu sowie als Folge von einigen bezahlten oder unbezahlten produktiven Tätigkeiten, die im Ruhestand ausgeübt werden. *Harald Künemund* (Vechta) eröffnete anschließend den ersten Teil der Veranstaltung mit dem Ziel, Begriffe und Konzepte zu schärfen. In seinem Beitrag zu »Produktivität« im Alter – Diskurse und empirische Befunde« zeigte Künemund, wie sich das Feld der Produktivitätsdiskurse in der Altersforschung entwickelt hat, und problematisierte diese Diskurse im Zusammenhang mit demografischen Befunden zur steigenden Lebenserwartung. Am Beispiel der Frage nach der Verteilung der Lebenszeit auf bezahlte Arbeit, Bildung und den Ruhestand plädierte er für eine Umverteilung der Lebensarbeitszeit und für ein Modell sich abwechselnder Phasen der Aus- und Weiterbildung, der Erwerbsarbeit und des Ruhestands. *Reinhard Messerschmidt* (Köln) präsentierte in seinem Beitrag »72 ist das neue 30« – »produktiv« altern im demografischen Wandel? Aktivierungsdiskurse in deutschen Massenmedien zu Beginn des 21. Jahrhunderts« Ergebnisse einer umfangreichen Diskursanalyse, die eine Verschiebung von sozialstaatlicher zu individueller Verantwortung etwa für die Felder der Altersvorsorge und der gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung im Alter nachzeichnen. Messerschmidt interpretierte dies als Privatisierung der Verantwortung durch das Propagieren des aktiven Alterns. *Andreas Stückler* (Wien) legte in seinem Beitrag »Schöne neue Alterswelt? Die Ideologie des Active Ageing« eine Kritik des Aktivierungsdiskurses vor, wobei neben der Kritik der neoliberalen Ökonomisierung verschiedener Lebensbereiche wie auch der Lebensphase Alter sein Fokus insbesondere auf der Gefahr der Stigmatisierung des hohen Alters durch die Betonung der Fitness und Jugendlichkeit im jungen Alter lag.

Der zweite Teil der Veranstaltung widmete sich den Themenfeldern Erwerbsarbeit und Ruhestand. *Volker Ciblar* und Kollegen (Wiesbaden) präsentierten ihre Überlegungen aus dem Forschungsprojekt »Transitions and Old Age Potential« (TOP) zu »Erwerbsarbeit im Ruhestand – eine handlungstheoretische Betrachtung«. Im Vordergrund stand die Erweiterung psychologischer Erklärungsmodelle – mit den Phasen Abwägen, Planen, Handeln und Bewerten – um sozialstrukturelle und institutionelle Rahmenbedingungen, um Entscheidungen für Erwerbstätigkeit nach Erreichen der Regelaltersgrenze besser zu verstehen. *Götz Richter* und *Veronika Kretschmer* (Dortmund) beleuchteten Wunsch und Wirklichkeit bezüglich der Frage »Arbeiten bis zum Rentenalter oder vorzeitig aussteigen?«. Sie konnten unter anderem zeigen, dass der Wunsch, vor Erreichen der Regelaltersgrenze in den Vorruhestand zu treten, deutlich mit körperlichen Belastungen der ausgeübten Tätigkeiten korreliert. *Miranda Leontowitsch* (Frankfurt am Main) präsentierte Ergebnisse ihrer in Großbritannien durchgeführten qualitativen Studie zu »Frührente im gehobenen Management – Diskrepanz zwischen erhofftem und erlebtem Potenzial des Ruhestandes«. Sie konnte rekonstruieren, wie Manager im Ruhestand ihre in der Vergangenheit gehegten romantischen Vorstellungen der Freiheit im Ruhestand reflektierten, und dass diese sich in der Regel nicht erfüllten, weder durch die Freiheit, lange zu reisen, noch die Freiheit, einer erfüllenden Freiwilligenarbeit nachzugehen. *Ralf Himmelreicher* (Berlin) befasste sich in dem Beitrag »Wer kann, geht! Eigensinn und transnationales Altern« mit der Frage geographischer Mobilität im Ruhestand, wobei er sowohl deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger in den Blick nahm, die ihren Alterswohnsitz zum Beispiel nach Spanien verlagern, als auch Ausländerinnen und Ausländer, die nach dem Beenden ihrer Erwerbstätigkeit in Deutschland in ihre Herkunftsregionen zurückkehren. Möglich wurde diese Betrachtung auf Basis von Zahlungen der gesetzlichen Rentenversicherung, die auf ausländische Konten geleistet werden. Es zeigte sich, dass Überweisungen von Renten ins Ausland bereits deutlich zugenommen haben und wohl auch in Zukunft häufiger anfallen werden.

Im dritten Teil der Veranstaltung standen freiwillige Tätigkeiten in der Lebensphase Alter im Zentrum der Betrachtung. *Jens A. Forkel* und *Maureen Grimm* (Neubrandenburg) zeigten für den ländlichen Raum »Zwischen Eigenarbeit und Deprivation. Räumliche und soziostrukturelle Potenziale im dörflichen peripheren Kontext«, wie Armut und erwerbsarbeitsbedingte räum-

liche Mobilität der jüngeren Generationen zu einer Verfestigung von Deprivation bei der älteren Bevölkerung führt. Im Beitrag von *Julia Simonson* und *Claudia Vogel* (Berlin) »Soziale und regionale Ungleichheiten im freiwilligen Engagement Älterer« wurde beleuchtet, wie freiwilliges Engagement durch regionale Rahmenbedingungen befördert werden kann. Es zeigte sich, dass insbesondere Personen aus Kreisen und kreisfreien Städten, die als ökonomisch schlecht ausgestattete Kreistypen zu beschreiben sind, seltener freiwillig engagiert sind als Personen aus ökonomisch besser gestellten Wohnregionen, auch wenn im Mehrebenenmodell bereits für individuelle Einflussfaktoren wie Einkommen kontrolliert wird. *Susann Tracht* (Siegen) problematisierte in ihrem Beitrag »Bürgerschaftliches Engagement in der nachberuflichen Phase« den Zusammenhang von prekärer Erwerbsarbeit und Tätigkeiten, die etwa in der Altenpflege ehrenamtlich ausgeübt werden, obwohl es sich eigentlich um das Aufgabenspektrum der bezahlt Beschäftigten handelt. Sie stellte die These auf, dass die Monetarisierung des Ehrenamtes, also die Entlohnung bestimmter ehrenamtlicher Tätigkeiten wie in politischen Ämtern die soziale Ungleichheit im Alter sogar noch verstärken, während soziale Ehrenämter in der Pflege nicht entlohnt werden. *Frank Michael* (Wiesbaden) befasste sich in seiner Präsentation »Bürgerschaftliches Engagement und Engagementpotenziale der 55- bis 70-Jährigen in Deutschland« mit den Einflussfaktoren, die dazu führen, dass Potenziale von Personen dieser Altersgruppen nicht voll ausgeschöpft werden. *Claudia Vogel* verwies abschließend trotz der Vielzahl der aktuellen Forschungsvorhaben in diesem Themenfeld auf offene Fragen: Zum Beispiel ist ungeklärt, wie sich das Zusammenspiel unterschiedlicher produktiver Tätigkeiten in der Sphäre der bezahlten Arbeit, der unbezahlten Arbeit in den Familien wie Pflege- und Betreuungsleistungen, sowie der freiwilligen Arbeit außerhalb der Familie beschreiben und erklären lässt, zudem werden Heterogenität beziehungsweise soziale Ungleichheiten wie Geschlechterungleichheiten in der Lebensphase Alter in den Aktivitäts- und Produktivitätsdiskursen nach wie vor vernachlässigt, dabei ist der Zugang zu freiwilligem Engagement und zu Bildungsaktivitäten im Alter längst zu einem weiteren Ausgangspunkt sozialer Ungleichheit im Alter geworden.

Claudia Vogel, Andreas Mergenthaler

Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung

Jahresbericht 2014

Der folgende Bericht stellt die Aktivitäten der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung während des Jahres 2014 dar. Es wurden zwei Sektionsveranstaltungen durchgeführt. Die Frühjahrstagung fand an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt statt, die Herbsttagung war in den Rahmen des DGS-Kongresses an der Universität Trier eingebettet.

Frühjahrstagung: »Experimentelle Techniken in den Sozialwissenschaften«

Die mit etwa 50 Personen gut besuchte Frühjahrstagung der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung fand am 4. und 5. April 2014 am Fachbereich Soziologie der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt statt. Das Ziel der Tagung bestand darin, einen intensiven Austausch über experimentelle Forschungstechniken in den Sozialwissenschaften zu ermöglichen.

Haben in angrenzenden Disziplinen wie der Psychologie und der Ökonomie experimentelle Designs zur Untersuchung kausaler Mechanismen eine lange Tradition, so werden sie in den Sozialwissenschaften erst in den letzten Jahren wieder vermehrt und innovativ umgesetzt. Die Bandbreite schließt neben natürlichen Experimenten, Feld- und Laborexperimenten auch Techniken ein, die experimentelle Strategien mit den Methoden der Umfrageforschung kombinieren. Vor diesem Hintergrund sollte die Tagung insbesondere eine kritische Auseinandersetzung mit Fragen der Anwendbarkeit experimenteller Forschungsstrategien ermöglichen.

Nach der Begrüßung durch die lokale Organisatorin der Frühjahrstagung 2014 Stefanie Eifler haben sich *Andreas Tutic* und *Sascha Grebl* (Leipzig) in ihrem Vortrag kritisch mit den Grundannahmen der experimentellen Spieltheorie auseinandergesetzt. Im Anschluss daran diskutierten *Sonja Pointner* und *Axel Franzen* (Köln) Anonymitätstechniken in Laborexperimenten. Verschiedene Formen von Experimenten zur Analyse sozialer Kontrollprozesse in Bezug auf unehrliches Verhalten – nämlich Laborexperimente und Online-Experimente – waren Gegenstand des Beitrags von *Martina Krober* (Hannover) und *Tobias Wolbring* (Zürich). *Hermann Dülmer* (Köln) nahm anhand eines Vergleichs von Zufalls- und Quotendesigns die Reliabilität und interne Validität von faktoriellen Surveys in den Blick. Der faktorielle Survey stand ebenfalls

im Mittelpunkt des Vortrags von *Christopher Osiander* und *Martin Dietz* (Nürnberg), die dieses Verfahren auf die Analyse der Bedeutung von Opportunitätskosten bei Weiterbildungsentscheidungen angewendet haben.

Im Anschluss an die Mittagspause hat *Norma Osterberg-Kaufmann* (Lüneburg) in ihrem Beitrag zum Thema Einstellungsmessung die Möglichkeiten der *Repertory Grid* Technik erörtert. Das Split-Ballot-Experiment stand im Mittelpunkt des Vortrags von *Bettina Westle* und *Tina Lenz* (Marburg), die sich mit den Effekten unterschiedlicher Frage- und Antwortformate bei der Erhebung politischen Wissens beschäftigt haben. Stimulus- und Reihenfolgeeffekte waren Gegenstand des Vortrags von *Horst-Alfred Heinrich* (Passau), der sich mit der Messung von Emotionen zur Nation beschäftigt hat. Den Abschluss des ersten Tages bildeten zwei Aufnahmevorträge von *Knut Petzold* und *Susanne Vogl*. *Knut Petzold* (Eichstätt-Ingolstadt) hat die Methode des faktoriellen Surveys systematisch mit der Bevölkerungsumfrage verglichen, und zwar im Hinblick auf die Analyse von Effekten des Auslandsstudiums auf *Employability*. Thema des Beitrags von *Susanne Vogl* (Wien) war die systematische Analyse von Mode-Effekten in Leitfaden-Interviews mit Kindern, die telefonisch oder Face-to-Face durchgeführt wurden. Den Auftakt des zweiten Tagungstages bildete ein Vortrag von *Juliane Böhme* (Berlin), in dem sie sich mit der Methodologie des qualitativen Experiments beschäftigte. Möglichkeiten eines Methoden-Mix in sozialwissenschaftlichen Experimenten haben *Nina Baur*, *Cornelia Thierbach* und *Susanne Vogl* (Berlin) am Beispiel der Orientierung und Interaktion mit Karten in Räumen gezeigt. *Gerhard Krug* (Erlangen-Nürnberg) hat sich in seinem Vortrag mit einer Untersuchung über das Zusammenspiel von Responserate, Item Nonresponse und Messfehlerreduktion im CATI/CAWI Mixed-Mode Design beschäftigt und zentrale Ergebnisse aus einem randomisierten Experiment vorgestellt. Den Abschluss der Tagung bildete ein Beitrag von *Stephan Schlosser* und *Anja Mays* (Göttingen), die sich kritisch mit der experimentellen Analyse der Datenqualität von mobilen Online-Umfragen beschäftigt haben.

Herbsttagung: »Empirische Analyse von Krisen und Umbrüchen«

Die Herbsttagung fand im Rahmen des Kongresses der DGS an der Universität Trier statt. Die Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung war dort am 7. und 8. Oktober 2014 mit zwei Veranstaltungen vertreten.

Beide Veranstaltungen knüpften unmittelbar an das Thema des Kongresses an und stellten methodische Aspekte einer Analyse von Krisen und Umbrüchen in den Mittelpunkt. In einem weiteren Sinne waren beide Veranstaltungen auf die Analyse von Veränderungen und Verläufen bzw. Verlaufsmustern bezogen. Im Mittelpunkt der ersten Veranstaltung am 7. Oktober stand dabei der Aspekt der Datenerhebung, während auf der zweiten Veranstaltung am 8. Oktober Aspekte der Datenanalyse fokussiert wurden. Mit jeweils etwa 30 Teilnehmern waren beide Sektionsveranstaltungen relativ gut besucht. Die Begrüßung der Teilnehmenden wurde von Stefanie Eifler und Jürgen Hoffmeyer-Zlotnik vorgenommen.

Die erste Veranstaltung der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung fand zum Thema »Empirische Analyse von Krisen und Umbrüchen I – Forschungsdesigns« statt. Die Veranstaltung begann mit dem Vortrag von *Andreas Daniel* (Bielefeld) zum Thema »Der Übergang in das Erwerbsleben und Delinquenz«. Analysiert wurden unterschiedliche Entwicklungspfade des Erwerbsstatus über vier Jahre nach Beendigung von Klasse 10 mittels einer *Repeated Measurement Latent Class Analysis* mit Daten aus der DFG-Panel-Studie »Kriminalität in der modernen Stadt«. Der zweite Vortrag gehalten von *Claudia Globisch* (Innsbruck) behandelte die Krise als Entscheidungssituation bei arbeitslosen Transferleistungsempfängern/innen. Die Untersuchung basierte auf narrativ-biographischen Interviews, die biographietheoretisch hermeneutisch analysiert wurden. *Wolfgang Aschauer* (Salzburg) analysierte im dritten Vortrag Daten des European Social Surveys zum Thema »Dimensionen gesellschaftlichen Unbehagens« mittels Strukturgleichungsmodellen, wobei die Methode der *Multi Group Confirmatory Factor Analysis* zur Anwendung kommt. Im die Sitzung abschließenden Vortrag beschäftigte sich *Sebastian Kurtenbach* (Köln) mit einem fallbezogenen Mehrmethodendesign zum sozialen Wandel in westdeutschen Großsiedlungen. Er analysiert zunächst, ausgehend von Daten der amtlichen Statistik, mittels einer deskriptiven Shift-and-Share-Analyse die Marko-Entwicklung der Großsiedlung im Verhältnis zur Gesamtstadt. Im Anschluss werden retrospektive Interviews mit ehemaligen und derzeitigen Bewohner über Zeitdokumente fokussiert und analysiert.

Die zweite Sektionsveranstaltung beim DGS-Kongress war mit dem Titel »Empirische Analyse von Krisen und Umbrüchen II – Datenanalyse« überschrieben und stellte empirische Befunde zum gesellschaftlichen Wandel und dessen Konsequenzen in den Mittelpunkt. *Dina Frommert* (Berlin)

beschäftigte sich mit der Differenzierung und Destandardisierung von Erwerbsverläufen. Auf der Grundlage von Verfahren der Sequenzmusteranalyse konnte sie einen leichten Anstieg der Häufigkeit von Wechseln des Erwerbsstatus (d.h. Differenzierung), aber keine signifikante Abnahme der Bedeutung etablierter Muster (d.h. keine Destandardisierung) in der Erwerbsbiographie empirisch festmachen.

Ebenfalls mit arbeitsmarktsoziologischen Aspekten, jedoch in Verbindung mit einer gesundheitssoziologischen Fragestellung beschäftigten sich *Monika Jungbauer-Gans* und *Gerhard Krug* (Erlangen-Nürnberg). Die Hartz-Reformen wurden dabei als natürliches Experiment gefasst und auf Grundlage wiederholter Querschnittsuntersuchungen wurde der Frage nachgegangen, ob sich das Gesundheitsverhalten von Personen in unsicherer Beschäftigung durch die Intervention verändert hat. Empirisch zeigte sich u.a. eine Reduktion der Zahl an Krankmeldungen trotz einer Zunahme auftretender Beschwerden, was auf einen (unintendierten) kausalen Effekt der Reformen hindeutet.

Der Vortrag von *Göran Köber*, *Dietrich Oberwittler* und *Dina Hummelsheim* (Freiburg) behandelte den Zusammenhang zwischen Alter und Kriminalitätsfurcht. Im Vordergrund stand dabei das sogenannte APC-Problem, wonach Alters-, Perioden- und Kohorteneffekte empirisch oft nur schwer zu separieren sind. Mittels der hierarchischen APC-Analysen, einem Verfahren zur Lösung dieses Problems, konnten die Autoren deutliche Alterseffekte aufzeigen, wobei der Effekt von Bildung und Gesundheitszustand der Befragten moderiert wird. Zudem konnten Verschiebung in der Verteilung der Kriminalitätsfurcht im Zeitverlauf aufgezeigt werden. *Malte Langeheine*, *Niels Winkler* und *Hermann Pohlhabeln* (Bremen) beschäftigen sich demgegenüber mit einem typischen Problem der Survey-Methodologie, das in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat: Non-Response-Bias. Anhand von Daten der IDEFICS-Studie wurde dabei gezeigt, dass die Anzahl der notwendigen Kontaktversuche systematisch mit dem Einkommen, der Bildung und der Tatsache, ob es sich um alleinerziehendes Elternteil handelt, zusammenhängt. Gleichwohl die Befunde zur Erreichbarkeit keinen direkten Schluss auf die Determinanten von Non-Response zulassen, zeigen sie, dass Paradata interessante neue Möglichkeiten für die Survey-Forschung bieten. Den Abschluss der Veranstaltung bildete der Vortrag »Dyadische Modellierung regionaler Arbeitsmarktmobilität« von *Petra Stein* und *Christoph Kern* (Duisburg-Essen). Nach einer Einführung in die eigens entwickelten Strukturgleichungsmodelle zur Schätzung von Effekten auf Ebene des Individuums, des Haushalts und der Region wurde das Potenzial der komplexen

statistischen Verfahren am Beispiel von Mobilitätsdispositionen und -entscheidungen in Partnerschaften illustriert. Auf empirischer Ebene konnte dabei u.a. gezeigt werden, dass der Partner einen Einfluss auf die individuellen Mobilitätsdispositionen hat.

Im Berichtsjahr wurden die Sektionsveranstaltungen des Jahres 2015 vorbereitet. Hier ist die Frühjahrstagung zu nennen, die Sonja Drobnis zum Thema »Relationale Daten« in Bremen ausrichtet, sowie die Herbsttagung, die gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e. V. veranstaltet wird und voraussichtlich bei der Gesis – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Köln stattfindet. Der Vorstand der Sektion hat seine Beschäftigung mit Fragen der Methodenausbildung im Rahmen der AG »Lehre«, bestehend aus Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik, Dagmar Krebs und Stefanie Eifler fortgesetzt (siehe dazu den Beitrag ab Seite 292 in diesem Heft). Die Sektion ist Mitglied in der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Statistik, in der verschiedene Fachgesellschaften daran arbeiten, einen qualifizierten Umgang mit Daten und Analysen zu fördern und die öffentliche Sichtbarkeit der Statistik zu erhöhen.

Stefanie Eifler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik und Tobias Wolbring

Sektion Soziologische Theorie

Tagung »Struktur – Institution – Regelmäßigkeit: Welche Konsequenzen hat eine Einbeziehung von Materialität für die Untersuchung »des Sozialen?«

Die Frühjahrstagung fand 8. und 9. Mai 2015 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit etwa 30 Teilnehmenden statt und zeichnete sich durch eine gute Diskussionsatmosphäre über eine Vielfalt soziologischer Theorien hinweg aus. Die Tagung wurde von Anna Henkel, Gesa Lindemann und Uwe Schimank im Modus einer Arbeitstagung veranstaltet, so dass die Diskussion in der gesamten Gruppe auf Basis der von allen Vortragenden vorher zur Verfügung gestellten Texte im Mittelpunkt stand. Darüber hinaus fand am Ende des ersten Veranstaltungstages eine Gesamtdiskussion zu den Konsequenzen einer Einbeziehung von Materialität für soziologische Theorie und Empirie statt, deren Ergebnisse diesem Bericht vorangestellt sind, bevor auf die einzelnen diskutierten Beiträge eingegangen wird.

Im Mittelpunkt stand die Frage, ob und wenn ja unter welchen konkreten Umständen es erforderlich sei, »Materialität« in die soziologische Theoriebildung überhaupt aufzunehmen. Ausgangspunkt war die These, dass feststehe, dass eine Einbeziehung von Materialität Theorie komplizierter mache, so dass es begründungsbedürftig sei, sich dieser Mühe zu unterziehen. Viele, wenn nicht die meisten Themen ließen sich auch ohne eine Einbeziehung von Materialität theoretisch angeleitet empirisch bearbeiten. Auf diese grundsätzliche Frage wurden drei Antworten formuliert. Erstens wurde gegenwartsdiagnostisch argumentiert, dass Materialität seit den 1970er Jahren in Form ökologischer Krisen und seit den 1990er in Form neuer Technologien in einer Weise in gesellschaftlichen Entwicklungen mitwirke, dass ein rein auf menschliches Handeln oder Kommunizieren ausgerichteter Theorierahmen notwendig unterkomplex bleibe. Zweitens wurde politisch argumentiert, dass in einer aktuellen gesellschaftlichen Praxis Materialität Relevanz zugesprochen werde, etwa im Vorhaben der Klimawende. Drittens schließlich wurde sozialtheoretisch argumentiert, dass die Frage einer Notwendigkeit der Einbeziehung von Materialität nicht absolut beantwortbar sei. Es hänge von der gewählten Theorieperspektive ab, ob man eine Frage so formuliert, dass Materialität einzubeziehen sei oder nicht. In – erwünschter – Ermangelung einer Metatheorie müsse ein solcher Pluralismus akzeptiert werden.

Neben dieser grundsätzlichen Diskussion wurde theorievergleichend debattiert, was über die einzelnen Beiträge hinaus zu der gestellten Frage festzustellen sei. Deutlich wurde, dass »Materialität« als Terminus zu unspezifisch sei. Jedenfalls müsse man unterscheiden zwischen Dingen, Tieren, Leibern und Körpern im Sinne bio-physischer Prozessen. Letztere ließen die Frage aufkommen, inwieweit eine Einbeziehung von Materialität die Einbeziehung eines Emergenz-Konzepts erforderlich mache. Schließlich wurde als »schwache« Theorievergleichsfrage diskutiert, ob soziologische Ansätze überhaupt mit Materialität zurechtkommen und als »starke« Theorievergleichsfrage, ob sie dabei im Verhältnis zur bestehenden Materialitätsforschung etwas Neues leisten könnten. Schließlich wurde festgestellt, dass in der bisherigen Diskussion um Materialität der Aspekt von Macht und Herrschaft unterreflektiert sei. Dies betreffe sowohl die Frage, inwieweit eine »Widerständigkeit« von Dingen in diese hineingelegt sei, als auch die Frage, inwieweit Herrschaftsstrukturen mit materiellen Verhältnissen korrelieren.

Diese übergeordnete Diskussion ist hier so ausführlich dargestellt, weil zuvor bereits angerissene Themen darin dezidiert wieder aufgenommen wurden und auch die Beiträge des zweiten Konferenztages sich in diesem

Rahmen verorteten. Vor diesem Hintergrund wird nur kurz auf die einzelnen Beiträge eingegangen, die sich insbesondere durch die Vielfalt der vertretenen Theorieperspektiven auszeichnen.

Gesa Lindemann und *Anna Henkel* (Oldenburg) verhandelten im Dialog die Frage, ob man zur Einbeziehung von Materialität in die soziologische Forschung sich zueinander verhaltende leibliche Akteure als operative Einheiten annehmen müsse. Lindemann beantwortete diese Frage mit ja: Nur ausgehend von der Prämisse verleiblichter Aktionszentren sei es möglich, einen Wandel raum-zeitlicher Bezüge angemessen zu beobachten. Dabei sei es keineswegs notwendig, von »Menschen« als einzig möglichen Aktionszentren auszugehen; außerdem sei auch eine Beobachtung von Gesamthandlungen (unter Einbezug der räumlichen Umwelt und technischer Artefakte) als symbolischer Institutionalisierung zu beobachten. Henkel hielt dem entgegen, dass auch ausgehend von der Annahme einer Selbstreferenz von Sinn Materialität einbezogen werden könne. Sie argumentierte, dass der Sinnbegriff der Luhmannschen Systemtheorie ursprünglich als Einheit der Unterscheidung von Aktualität und Potentialität gebaut sei, so dass eine Unterscheidung sprachhafter und leibkörperhafter Sinnformen möglich sei. Dies erlaube, den ausdifferenzierten Strukturbegriff der Systemtheorie für eine gesellschaftstheoretische Materialitätsforschung fruchtbar zu machen.

Herbert Kalthoff (Mainz) schlug ausgehend von einer an der sozialen Praxis orientierten theoretischen Empirie zwei Verschiebungen hinsichtlich der bisherigen Perspektiven auf Materialität vor. Erstens sei es sinnvoll, von einer Graduierung des Verhältnisses von Materialität und Sozialität auszugehen, also von einer Relation, die sich je nach Konstellation des Technisch-Materiellen und des Sozial-Kulturellen unterschiedlich gestaltet. Zweitens schlug er vor, das Konzept der Materialität zu öffnen. Es gehe dabei nicht nur um technische Objekte, sondern auch um Materialien, Substanzen, Organismen oder Lebewesen. Durch eine Verbindung von Ansätzen Goffmans und Heideggers machte er hinsichtlich dieser Erweiterungen einen Vorschlag.

Nachdem so bereits die Theorie der Weltzugänge, die Systemtheorie und einer Theorie der Praxis zu Wort gekommen waren, schlug *Emanuel Herold* (Bremen) eine materialitätstheoretische Erweiterung der Kritischen Theorie nach Habermas vor. Technik sei zwar in der Tradition der Kritischen Theorie thematisch präsent, aber analytisch vernachlässigt. Ausgehend von der Marcuse-Habermas Debatte zeigte er analytische Beschränkungen und machte

einen Vorschlag, diese durch eine Einbeziehung der Theorie Gilbert Simondons in die Kritische Theorie zu beheben. Auf dieser Grundlage sei nicht zuletzt eine Kritik im Namen des Technischen möglich.

Gregor Bongaerts (Duisburg-Essen) brachte daraufhin die Handlungstheorie in die Diskussion. Eine Eigentümlichkeit soziologischer Handlungsbegrifflichkeiten sei, dass der Begriff des Handelns durch Begriffe definiert werde, die dem Vollzug des Handelns transzendent seien. Durch die Fokussierung auf Sinngehalte werde der Sinn des Handelns von der Materialität seines Vollzugs getrennt. Wenn Handeln aber nicht als Ausdruck von Akteurseigenschaften gefasst werde, stelle sich die Frage, an welcher Theoriestelle Akteursbegrifflichkeiten zu berücksichtigen sein. Insbesondere mit Bezug auf Bubner und Frese entwickelte er diesen Gedankenhang mit Blick auf die Frage nach dem Strukturbegriff.

Der *Critical Realism* wurde von *Dimitri Mader* (Jena) in die Diskussion eingeführt. Für diese Theorierichtung sei das Ziel einer Rekonstruktion kausaler Mechanismen zentral. Es liege ein stratifiziertes Verständnis der Realität zugrunde. Sozialen Strukturen komme dabei eine kausale Kraft zu, indem sie als synchrone und relationale Emergenz des Sozialen gefasst seien. Der Emergenzbegriff ist auch für das Verhältnis des Sozialen und der Mechanismen der Natur entscheidend, weil Gesellschaft zwar eine Eigenlogik gegenüber biophysischen Prozessen besitze, aber zugleich von diesen abhängig sei. Materialität lasse sich in die Sozialtheorie integrieren, indem menschlichen Akteuren weitere Entitäten mit kausaler Kraft an die Seite gestellt würden, die in den Praxisprozess eingingen.

Im letzten Vortrag vor der Gesamtdiskussion diskutierte *Annette Schnabel* (Düsseldorf), ob und wie sich Ideen zur Materialität von Objekten in die Rational-Choice Theorie einbauen lassen könnten. Zu diesem Zweck diene die Unterscheidung zwischen Material und Materialität, wobei sich ersteres auf Rohstoffe und die Qualität der Dinge, letzteres auf konkrete Dinglichkeit bezieht. Schnabel zeigte dann, dass sich Materialität problemlos in den Theorierahmen der RC-Theorie integrieren lässt, indem Materialität als Constraint, Ressource und Ziel gefasst wird. Schwierigkeiten bestünden jedoch, sobald eine Ausdeutung und Aushandlung erforderlich sei. Die Frage, wie Menschen, ihre Wünsche, Identitäten und Verständnisse durch Dinge gemacht würden, sei modellimmanent nicht ohne weiteres zu stellen.

Am zweiten Konferenztag schlug *Isabel Kusche* (Hamburg) eine zweite Möglichkeit vor, die Systemtheorie Luhmanns mit Blick auf Materialität zu erweitern. Mit diesem Ziel lotete sie die Möglichkeiten der Verknüpfung von

Systemtheorie und der Soziologie der Konventionen nach Boltanski und Thévenot aus, in deren Ansatz Materialität wesentlich stärker verankert sei. Ähnlichkeiten zeigte sie hinsichtlich der Polykontextualitätsannahme einerseits und der Pluralität von Rechtfertigungsordnungen andererseits; sowie hinsichtlich der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien einerseits und dem Regime der Fairness andererseits. Über eine Verbindung der beiden Ansätze könne die Bedeutung von Objekten für die Koordination von Handlungen unter Umständen in die Systemtheorie eingeführt werden.

Eine Ausdifferenzierung des Habitus-Konzepts war Gegenstand des Beitrags von *Jens Greve* (Münster). Greve ging davon aus, dass sich die Erzeugung und Reproduktion geteilter Habitusformen nur auf dem Wege individueller Situationswahrnehmungen und -deutungen verständlich mache. Daraus ergebe sich, dass Handlungen sowohl durch bewusste und unbewusste Mechanismen hervorgebracht würden, was eine Differenzierung des Habitus-Konzepts erforderlich mache. Mit Blick darauf zeigte er, dass in der Sozialpsychologie entsprechende Instrumente entwickelt und bereits auf neuronale Verkörperungen bezogen würden, was fruchtbar in die soziologische Theorie einbezogen werden könne.

Die beiden Vorträge von *Michaela Pfadenbauer* (Wien) und *Boris Traue* (Lüneburg) bezogen das Konferenzthema auf den sich aktuell entwickelnden Theorieansatz des Kommunikativen Konstruktivismus. Pfadenbauer ging empirisch von der Entwicklung von *Social Robots* und *Artificial Companions* aus und formulierte dies als Anlass, über die Verortung von Technik im wissenssoziologischen Ansatz des Kommunikativen Konstruktivismus nachzudenken. Entscheidend sei diesbezüglich, dass eine soziale Beziehung wesentlich auf die kontinuierliche Bestätigung der Intersubjektivität angewiesen sei. Zu entwickeln sei ein Konzept der Objektivierung als eines Vorgangs, in dem etwas, was der einzelne tut, für ihn selber zum Gegenstand seines Bewusstseins werden kann. Artefakte seien nicht nur als Objektivierung subjektiver Vorgänge, sondern auch als Objektivierung subjektiven Wissens relevant. Traue ging demgegenüber von einem Vergleich aus. Materialitätsbegriffe konkurrierten in der Gegenwartssoziologie mit Strukturbegriffen. Eine unzweifelhaft eingetretene Rematerialisierung sozialer Beziehungen durch die sogenannter »Hypermaterialität« der »Netzwerke« bewirke unerwartete Ent-Netzungen und Ent-Relationierungen, die aber nicht als anomisch missverstanden werden dürften. Strukturen der Lebenswelt seien zu verstehen als die materiellen und symbo-

lischen Voraussetzungen der (Re-)Sensibilisierung für Körper in ihrer Leiblichkeit und der Herausbildung der Stimmen, die von diesen »leiblichen Aktionszentren« ausgingen.

Anna Henkel, Gesa Lindemann und Uwe Schimank

Sektion Wissenssoziologie

»Die DDR im sozialen Gedächtnis – theoretische und empirische Zugänge«

Die vierte Thementagung des Sektionsarbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen am 12. und 13. März 2015 im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) wurde von *Oliver Dimbath* (Augsburg), *Hanna Haag* (Hamburg), *Pamela Heß* (Frankfurt am Main) und *Nina Leonhard* (Hamburg) organisiert. Anlässlich des öffentlichen »Erinnerungsimpulses« der 25-jährigen bundesdeutschen Jubiläen des Mauerfalls 1989 und der Wiedervereinigung im Jahr 1990 wurde nach theoretischen und empirischen Zugängen der DDR im sozialen Gedächtnis gefragt.

Nina Leonhard skizzierte zu Beginn drei mögliche Forschungsperspektiven (deklarativ, non-deklarativ, material), aus denen sich die DDR im sozialen Gedächtnis des vereinten Deutschlands bestimmen lassen könnte. *Eckhard Priller* (Berlin) gewährte im Anschluss als ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter beider Systeme in einer biografischen Rückschau Einblicke in die sozialwissenschaftliche Praxis von DDR und BRD.

Im ersten Panel wurden daraufhin soziale Repräsentationen des politischen Alltags der DDR im Spannungsfeld zwischen Führungselite und Opposition ins Zentrum gerückt. Dafür filterte *Ute Hirsekorn* (Nottingham) aus Erinnerungstexten (Tagebücher, Autobiografien, Memoiren) ehemaliger DDR-Funktionäre, wie politische Handlungsträger der DDR erinnern und wo im Zuge einer systemischen (Neu-)Einbindung die Grenzen ihrer Selbstrechtfertigung zu verorten sind. *Cornelia Hippmann* (Dortmund) rekonstruierte Effekte des Zusammenbruchs der DDR auf die Erinnerungskultur »ostdeutscher Aktivistinnen der ersten Stunde«, indem sie gruppenspezifische Narrationen kategorisierte. *Uwe Krähnke* (Leipzig) machte anhand diskursiver Muster der massenmedialen DDR-Aufarbeitung auf Auswirkungen der medial erzeugten »Erinnerung an die Erinnerung« aufmerksam und wies

damit auf eine Verunmöglichung eines Ankommen-Könnens im Jetzt von (möglicherweise zu Unrecht) Stigmatisierten hin.

Die im zweiten Tagungsabschnitt versammelten Präsentationen thematisierten Raum und Zeit als Medien des Gedächtnisses. *Katrin Klausmeier* (Bochum) legte dafür die historischen DDR-Vorstellungen von 700 thüringischen Jugendlichen dar und wies auf die besondere Wirkmacht familiärer Erinnerungen in Bezug auf DDR-Affirmation und -Kritik hin. Unter dem Motto »Erinnerung braucht Orte« plädierte *Karen Sievers* (Berlin) am Beispiel des anfänglichen »Kahlschlags« des »Stadtumbau Ost« für eine Planungsethik in Fragen der Städteerneuerung, da ein derart induzierter Verlust materieller Referenzpunkte immer auch das Vergessen persönlicher und gemeinsam geteilter Erinnerungen bedinge. Das Panel wurde von *Yvonne Nieckrenz* (Rostock) und *Matthias D. Witte* (Mainz) mit einem Beitrag über DDR-Kinder aus Namibia beschlossen. Die Flucht der rund 430 Kinder aus dem ehemaligen Kriegsgebiet in ein Solidaritätsprogramm der DDR sowie dessen abrupte Rückführung nach der »Wende«, ließen Fluch und Segen von einer weitgehend stabilen Identitätskonstruktion erkennen und machten simultan das Aufrechterhalten spezifischer DDR-Erinnerungen in Namibia deutlich.

Die DDR im Familiengedächtnis wurde im dritten Panel thematisch fokussiert. Dafür hinterfragte *Laura Wehr* (München) die stets erzählte »Erfolgsgeschichte« einer Ausreise aus der DDR in die BRD. Ihre Auswertung qualitativer Interviews mit Übersiedlerfamilien ließ ein pathologisches Nachwirken der Migrationserfahrung im familialen Gedächtnis (im Sinne von spezifischen Tabuisierungen, dem Betreiben intensiver Recherche bis hin zu psychosomatischen Symptomen) erkennen. *Gerd Sebald* (Erlangen) untersuchte anschließend das Verhältnis von Familiengedächtnis und Diskurs. Während Beweggründe für Fremdenfeindlichkeit, Rechtsradikalismus und rechte Gewalt diskursiv häufig auf die »zweite Diktatur« in der deutschen Geschichte zurückgeführt wurden, ermittelte Sebald anhand von Ausschnitten aus narrativen Interviews und Gruppendiskussionen familiäre Deutungsmuster, die für ein »Gegengedächtnis« (Foucault) zum offiziellen Diskurs sprechen würden.

Der zweite Tag stand unter dem Thema »Marginalisierte Erinnerungen« und wurde von *Sabine Kittel* (Münster) mit einem Beitrag über die »vergiftete Erinnerung an die DDR« begonnen, in dessen Verlauf sie durch die terminologische Annäherung an ihren Arbeitsbegriff verdeutlichte, dass nicht die jeweils eigene Perspektive als »wahre Vergangenheit« »vergiftet« sei, sondern vielmehr die permanente (persönliche wie diskursive) Neu-Interpretation

Erinnerungen nachträglich »vergiftet«. Ein Prozess, der letztlich verantwortlich für das Verschleiern, Mystifizieren und letztliche Vergessen von wesentlichen Anteilen der (DDR-)Vergangenheit sei. *Katinka Meyer* und *Anna-Christin Ransiek* (Göttingen) zeichneten anhand von exemplarischen Fall-Erinnerung einer Umsiedlerin und einer »Afro-Deutschen« die (Nicht-) Benennbarkeit von Ausgrenzungserfahrungen aufgrund fehlender Deutungsrahmen nach. Das mögliche Sprechen über (vergessene) Rassismuserfahrungen nach 1989 führte in ihrer Analyse zu sukzessiven Re-Interpretationen des Erlebens in der DDR. In ihrem Beitrag über die Transformation der ostdeutschen Psychiatrie zeigte *Kathrin Franke* (Leipzig) Abwehr- und Rechtfertigungsnarrative des Klinikpersonals nach 1989, die sich durch einen von außen auferlegten »Geständniszwang« (Hyunseon) in qualitativen Interviews ermitteln ließen. *Ina Schmied-Knittel* und *Andreas Anton* (Freiburg) schlossen die Tagung mit einem Beitrag über illegitime Wissens- und Erfahrungsbestände (Heterodoxien) innerhalb des autoritären Regimes, indem sie »im Schatten des Szientismus« der DDR nach eigentlich längst vergessenen, okkulten Spuren eines informellen Gedächtnisses forschten.

Oliver Dimbath zog ein Resümee der zweitägigen Konferenz. Die Beiträge der ReferentInnen ließen bereits erkennen, dass eine gedächtnissoziologische Reflexion über geschichtliche Themen eine Beobachtung zweiter Ordnung eröffne. Im Gegensatz zu historischen Untersuchungen, die wesentlich als »Beobachter der Vergangenheit« fungierten, würde damit der Blick auf die Art und Weise des Erinnerns gerichtet, der darüber hinaus ebenfalls Antworten auf die Frage, wie unsere Vergangenheit in unseren alltäglichen Orientierungen weiterwirkt, zu beantworten wüsste.

Anja Kinzler

Lobrede auf Alois Hahn

Die wissenschaftlichen Publikationen Alois Hahns sind so zahlreich, in Fachkreisen so bekannt und so angesehen, dass ein aufzählender Überblick unnötig, ein nach diesem oder jenem Kriterium auswählender sehr unbefriedigend wäre.¹ Statt möglichst viele Eulen nach Athen zu tragen, will ich deshalb, um im Bild zu bleiben, davon sprechen, worin ich die Hell- resp. Nachtsichtigkeit dieser besonderen, in der Profession schon so lange heimischen und von Anfang an außerordentlich wirksamen, weisen Eule Alois sehe. Sie ist, versteht sich, von der Art des Steinkauzes (*Athene noctua*), welcher der »eulenäugigen« Athene, der Göttin der Weisheit und Stadtgöttin Athens heilig war – und sie ist damit auch die Eule der Minerva, die, nach Hegels bekanntem Satz, »erst mit der einbrechenden Dämmerung«, wenn »eine Gestalt des Lebens alt geworden ist«, ihren Flug beginnt.

1.

Nur Eines sei vorweg herausgehoben, weil es für die große Spannbreite der Forschungen von Alois Hahn steht, ihn auch über viele Jahre hinweg stark, wenn nicht überwiegend beansprucht hat, seine Wahrnehmung und Wertschätzung, auch in der Sektion Kulturosoziologie, jedoch kaum bestimmt. Gemeint ist seine Erfahrung in empirischen Untersuchungen von der strengen, also im Rahmen des Möglichen zählenden und messenden Art, die sich auf den Sinngehalt, die soziale Verteilung und die Wirksamkeit von Gesundheits- und Krankheitsvorstellungen bezogen.

Vornehmlich auf dem Felde der empirischen Forschung bin ich Alois Hahn auch zum ersten Mal begegnet – im Sommersemester 1963, ganz zu Beginn meines Soziologie-Studiums in Freiburg. Er wirkte damals schon als studentische Hilfskraft, und dies gleich doppelt: in einem religionssoziologischen Seminar nebst empirischem Lehrforschungsprojekt von Thomas Luckmann sowie, vor allem, in einer groß dimensionierten siedlungssoziologischen Untersuchung (»Karlsruhe-Studie«), die von Arnold Bergstraesser und Friedrich H. Tenbruck durchgeführt wurde, ganz im Geist und Stil einer Soziologie, die der gelehrte und sehr gelehrte Philosoph Tenbruck sich zuvor in den USA angeeignet hatte.

1 Rede auf dem DGS-Kongress in Trier, gehalten am 8. Oktober 2014 aus Anlass der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Sektion Kulturosoziologie an Alois Hahn.

Das waren lauter ungeplante, höchst akzidentelle Begegnungen und Erfahrungen – mit Alois Hahn, aber eben auch mit Friedrich Tenbruck und Thomas Luckmann –, und doch kann ich mir bis heute keinen glücklicheren und stärker fortwirkenden Einstieg in die Soziologie vorstellen.

2.

Nicht die sehr große Zahl der Veröffentlichungen und auch nicht die große Vielfalt der behandelten Themen springt im Schriftenverzeichnis von Alois Hahn vor allem ins Auge, sondern dass in dieser Vielfalt und Fülle bestimmte Themen, in vielfach abgewandelter Form, wiederkehren und zusammen genommen für einen beträchtlichen Teil der Publikationen stehen:

Krankheit, Sterben und Tod; Selbst, Identität und auch – selten – Ich; Religion im Allgemeinen, bevorzugt aber im Besonderen: Glaube, Schuld, Beichte, Sakrament, Riten und Kulte, Unsterblichkeit, Himmel und Hölle, Paradies, Theodizee; der Fremde, Fremdheit, Entfremdung; Sinnlosigkeit; Schweigen und auch Reden; Paradoxien der Kommunikation, Paradoxien der Inkommunikabilität; Geheimnis; Weisheit.

Diese Themen lassen – als je einzelne, erst recht aber in ihrer Zusammenstellung – das Besondere, ja Einzigartige und Unverwechselbare des Soziologen Alois Hahn erkennen. Der innere Bezug zeigt sich zunächst darin, dass sie auf vielfältige Weise miteinander verknüpfbar sind. Doch gibt es etwas, was sie jenseits solcher Kombinationsmöglichkeiten in einer fundamentaleren Hinsicht verbindet. Es ist ihre Eigenschaft, auf Grenzphänomene zu zielen, und dies in einem doppelten Sinne. Zunächst insofern, als sie an der Grenze, in Randzonen oder ganz außerhalb der Normalität und Alltäglichkeit menschlicher Existenz angesiedelt sind und, darüber hinaus, eine hohe Wahrscheinlichkeit mit sich führen, das Dasein ganz und gar aus der gesicherten Ordnung vorgegebener Bestimmungen und Bezüge heraus und auf sich selbst zurück fallen zu lassen.

3.

Um Grenzphänomene geht es aber nicht nur aus der Sicht des gelebten Lebens, sondern, und das interessiert hier vor allem, auch aus der Sicht der Soziologie – mit der Folge, dass sie, obzwar nicht alle gleichermaßen, im

Gegenstands- und Erklärungsbereich der üblichen soziologischen Forschung selten vorkommen.

Warum macht Alois Hahn sie, und gerade sie, dann zum Thema? Um zu demonstrieren, dass die Fassungs- und Erklärungskraft der Soziologie viel weiter reicht, als sich der gemeine Soziologe/die gemeine Soziologin träumen lässt? Das trifft die Sache, aber nur fürs erste und unter der Voraussetzung, dass der Soziologie ihre Probleme nicht (nur) von dem vorgegeben werden, was innerhalb der Profession als forschungsrelevant gilt und einge spielt ist.

Hier ist ein Seitenblick auf eine empirisch gut bestätigte und auch sehr plausible Hypothese am Platz. Sie besagt, dass Soziologen als solche im besten Falle nur so problembewusst, phantasievoll und gedanklich anspruchsvoll sind wie in ihrer vor- und außersozilogischen Selbst- und Welterfahrung.

4.

Wer wie Alois Hahn die Soziologie in dieser Weise an ihre Grenzen heranh führt und bis an ihre Grenzen beansprucht, will deren Reichweite und Leistungsfähigkeit also nicht nur überhaupt erproben und erweisen, sondern an solchen Themen, die ihm selbst besonders untersuchungswürdig und ungleich wichtiger erscheinen als das Meiste des von dieser Wissenschaft sonst Erforschten.

Das führt dann nicht zur völligen Entgrenzung des Zuständigkeitsanspruchs der Soziologie, zum Soziologismus also, wenn sie sich nicht auf jene Grenzphänomene als solche, sondern auf Vorstellungen davon resp. Kommunikationen darüber beschränkt oder sich in ihrer Begriffs- und Theoriebildung bewusst von den konkreten Erfahrungs- und Existenzvollzügen lebendiger Menschen ablöst.

Diese letztere Position hat gute Gründe auf ihrer Seite, und sie ist auf ihre Weise und in ihrem Rahmen sehr ertragreich. Niklas Luhmann hat sie ganz ausdrücklich und konsequent vertreten. Seine erste religionssoziologische Monographie widmete er seiner verstorbenen Frau, »der Religion mehr bedeutete, als Theorie zu sagen vermag«, und in einer Einführungsvorlesung sagte er den Studierenden, wie froh sie sein könnten, nicht in seiner Theorie vorzukommen. Luhmann steht damit im prinzipiellen Gegensatz zu anderen Großtheoretikern wie Marx, Durkheim und auch – wenn nicht programmatisch, so doch faktisch – auch Bourdieu.

5.

Alois Hahn hat sich, im Lauf der Jahre auf Distanz zu Weber und damit auch zu Tenbruck gehend, Luhmann angeschlossen. Über diesen Seitenwechsel haben wir früher gern gestritten. Inzwischen aber, nach genauerer Prüfung, habe ich Grund, eine Soziologie zu verstehen und zu akzeptieren, die ihre Möglichkeiten derart am »Tiefsten und Höchsten«, Rätselhaftesten und schwer zu Fassenden menschlicher Selbst- und Welterfahrung erprobt und auch erweist, sich aber versagt, über deren existentiellen und persönlichen Sinn abschließend zu befinden, vielmehr darauf hinaus läuft, ihn in seinem ganz eigenen, nicht hintergehbaren Recht zu bekräftigen.

Dies wird von Luhmann sehr klar ausgesprochen, und Foucault kam, wie Alois Hahn in seinem Nekrolog zitiert, zu der Einsicht, dass »die Ethik der Existenz eine starke Struktur geben kann, ohne sich auf eine Rechtswesen, ein Autoritätssystem oder eine Disziplinstruktur beziehen zu müssen«.

6.

Wenn man die Dinge so sieht, muss man sich nicht auf eine der beiden großen Optionen und deren größte Protagonisten – also auf Weber oder Luhmann – festlegen. Man wird vielmehr zu einer Haltung genötigt, deren Axiom Friedrich Schlegel am schönsten formuliert hat: Wenn es gleich unmöglich ist, ein System zu haben oder keines, wird man das eine mit dem anderen verbinden müssen.

Dass ihm eine solche genuin romantische, das heißt, ganz ernst gemeinte Ironie vertraut und gemäß war, hat Luhmann oft erkennen lassen, und er hat mit vielem, aber doch nicht allem Recht beklagt, dass in der Soziologie die spezifische – heute würde man sagen: »reflexive« – Modernität der romantischen Denkform überhaupt nicht wahrgenommen worden sei.

Auch Alois Hahn ist, wie ich glaube, eine, keineswegs von Luhmann übernommene, zutiefst ironische Lebens- und Denkhaltung zu eigen. Dass und wie sie, ganz unvermeidlich, auch in vielen seiner soziologischen Arbeiten hervortritt und wirkt, bedürfte einer separaten, ebenso wünschenswerten wie ergiebigen und auch vergnüglichen Untersuchung. So trifft es sich gut, dass er diese Haltung einmal in konzentrierter Form zum Ausdruck gebracht hat – nicht irgendwie und irgendwo, sondern *coram conventu sociologico*, in einer Mittagsvorlesung auf einem – dem Leipziger – Kongress der DGS, deren

Thema lautete: »Führt die Globalisierung zu einer Tilgung von Differenzen?« Das ist eine sehr ernste und sehr soziologische Frage. Und sie findet ihre Antwort, indem Gelehrsamkeit und geistvoller Witz, gedankliche Strenge und intellektuelles Vergnügen, schließlich auch Glanz und Komik großer Theorie miteinander versponnen und verwirbelt werden, eben so, wie es nach Niklas Luhmann die »Reflexionsform der (romantischen) Ironie« gebietet, die »das Verwickeltsein in die Angelegenheiten malgré tout als Distanz zum Ausdruck bringt«.

Für diesen ganz und gar einzigartigen Vortrag allein hätte Alois Hahn die Ehrenmitgliedschaft der Sektion Kulturosoziologie verdient. Von ihm selbst mit Bedacht ein »ernstes Allotria« genannt, enthält und verrät er das ihn Auszeichnende, ja Alleinstellende – die Liebe zur Literatur, der französischen zumal, und zum guten Leben eingeschlossen – in gedankenvoller und spielerischer Verdichtung.

Johannes Weiß

Rüdiger Lautmann zum 80. Geburtstag

»Eigentlich habe ich mich immer abseits von Schulen und Lehrmeinungen gehalten« formulierte Rüdiger Lautmann vor einiger Zeit in Berlin. Er habe sich nicht der Orthodoxie einer einzigen der vielen Theorierichtungen unterwerfen wollen, sondern deren jeweiligen Stärken zu erfassen gesucht. Tatsächlich hat Lautmann weder eine eigene Schulrichtung in der Soziologie begründet, noch kann er als dezidierter Schüler einer seiner akademischen Lehrer angesehen werden.

Eigentlich hätte Rüdiger Lautmann auf Wunsch des Vaters und auch zunächst aus eigenem Antrieb heraus Jurist werden sollen. Nach dem Abitur 1955 am Max Planck Gymnasium in Düsseldorf studierte er erfolgreich und erreichte einen sehr guten Notenschnitt, um alles werden zu können. Doch die Unzufriedenheit mit dem juristischen Formalismus und die persönliche Erfahrung des Coming-Outs im Jahre 1963 motivierte Lautmann, sich den Sozialwissenschaften zuzuwenden. Er studierte nach dem zweiten juristischen Staatsexamen 1964 bis 1968 Soziologie, Philosophie und Sozialpsychologie in München und promovierte bei Karl-Martin Bolte zum Dr. phil. Anschließend arbeitete er unter Helmut Schelsky an der Sozialforschungsstelle Dortmund und als Assistent bei Niklas Luhmann, dem er 1969 nach Bielefeld an die neugegründete Fakultät für Soziologie folgte. Für ein empirisches Projekt übernahm er teilnehmend-beobachtend ein Jahr lang eine Richterstelle in Frankfurt am Main und Hamburg. 1971 wurde Lautmann an die Universität Bremen berufen. Hier sah er sich mit einem neuen Umfeld konfrontiert. Galt er, Assistentensprecher in bewegter Zeit, bislang in Bielefeld als »Linker« und aufgrund seiner Sexualität ohnehin als Exponent einer neuen revolutionären Sichtweise auf das Soziale, avancierte er in Bremen seiner sozialdemokratischen Grundhaltung wegen alsbald zum »Revisionisten«. Dies hinderte ihn nicht daran, sich innerhalb der Universität bei der Organisation und Installierung eines soziologischen Studiengangs durchzusetzen und sich in die Reformierung der juristischen Ausbildung einzuschalten. Darüber hinaus legte er wegweisende Publikationen vor.

Als erstes erschien 1971 gemeinsam mit Johannes Feest die kritische Studie »Die Polizei«, gefolgt von »Justiz – die stille Gewalt«, wodurch sich Lautmann als Rechtssoziologe einen Namen – und im Justizapparat viele Feinde – machte. Mit der Technik der »teilnehmenden Beobachtung« schilderte Lautmann anschaulich und für Außenstehende verständlich, wie Richter und Staatsanwälte arbeiteten und zu Entscheidungen gelangten. Dadurch verlor

der Justizapparat in erheblichem Maße an Hermetik. Zuvor nur Eingeweihten verständliche Handlungsabläufe und Diskurswege waren auf einmal offen zugänglich.

Auch in den folgenden Jahren standen rechts- und kriminalsoziologische Studien im Vordergrund von Lautmanns Schaffen. Zwanglos gelangte er so zu einem weiteren Gebiet, das sich an die Kriminalsoziologie anzuschließen schien: die Erforschung von (Homo)sexualitäten. Denn 1969 war der Homosexuellenparagraf 175 gelockert worden und eine schwule Emanzipationsbewegung begann sich zu organisieren. Die Schüler des Hamburger Sexualforschers Hans Giese suchten diese zu beeinflussen, aber es war Lautmann, der ab 1972 erstmals die Diskriminierungs- und Verfolgungspraxis gegen homosexuelle Männer in Publikationen und universitären Seminaren thematisierte. In den folgenden Jahrzehnten verstand es Lautmann, kontinuierlich die soziologischen und historischen Sichtweisen auf (Homo-)Sexualitäten zu vertiefen, weiter zu entwickeln und zu diversifizieren. Er konnte eine größere Zahl an Doktorandinnen und Doktoranden für die Themen der Geschlechter- und Sexualsoziologie gewinnen. Gleichzeitig wirkte Lautmann fruchtbar in der Lehre der Soziologie, arbeitete mehrfach in der Redaktion des »Kriminologischen Journals« und begründete schließlich 1996 gemeinsam mit dem Kriminologen Fritz Sack das »Institut für Sicherheits- und Präventionsforschung« (ISIP). Nach seiner Emeritierung 2001 übernahm Lautmann die Leitung des ISIP, die er bis 2009 innehatte. In dieser Zeit entstand unter anderem eine Studie über die Problemlage, wenn Migranten in die die Polizei aufrücken, die nach außen sichtbarste Institution des deutschen Staates. Empirische Erhebungen wurden ebenso durchgeführt wie die Untersuchung der Bereitschaft staatlicher Stellen, Migranten überhaupt als relevante Bewerber zu akzeptieren und auszubilden.

2009 zog Lautmann von Hamburg nach Berlin um. Hier lebt und arbeitet er gemeinsam mit seinem Lebensgefährten – und schreibt weiterhin Aufsätze und Bücher. Neben anderen Publikationen sei hier auf den Sammelband »Capricen« verwiesen. Dieser ist dem Bibliothekar Manfred Herzer gewidmet, der, außerhalb der akademischen Welt stehend, seit Jahrzehnten die Sexualgeschichtsschreibung in Deutschland wegweisend mitgeprägt hat – und dessen Werke von den universitären Gelehrten konsequent ignoriert oder ausgeschlachtet wurden. Lautmann aber versammelte eine Vielzahl an Forschern, die sich unter seiner Leitung bereitfanden, Herzer eine Festschrift zu widmen. Rüdiger Lautmann ist eben immer für eine Überraschung gut. Dies stellte er zuletzt 2014 unter Beweis, als er gemeinsam mit Thorsten

Benkel ein Jahreshaft der »Zeitschrift für Rechtssoziologie« zur Soziologie des Strafrechts koordinierte. Weitere Buchprojekte, Aufsätze und Vortrags-touren sind fest geplant. Darüber aber mehr in zehn Jahren zum 90. Geburtstag!

Florian G. Mildenberger

Zentrale Publikationen Rüdiger Lautmanns

- Justiz – die stille Gewalt. Teilnehmende Beobachtung und entscheidungssoziologische Analyse. Frankfurt am Main: Athenäum, 1972; Neuausgabe 2011 Wiesbaden: VS.
- Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977 (Hg.); 2. Auflage 1984.
- Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.
- Die Gleichheit der Geschlechter und die Wirklichkeit des Rechts. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990.
- Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte. Frankfurt am Main: Campus, 1993 (Hg.).
- Die Lust am Kind. Portrait des Pädophilen. Hamburg: Ingrid Klein, 1994.
- Ausgrenzung macht krank. Homosexuellenfeindschaft und HIV-Infektionen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000 (Hg. gemeinsam mit J. Hutter, V. Koch-Burghardt).
- Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln, Sexualkultur. Weinheim: Juventa, 2002.
- Fremde als Ordnungshüter? Die Polizei in der Zuwanderungsgesellschaft Deutschland. Wiesbaden: VS, 2010, gemeinsam mit D. Hunold, D. Klimke, R. Behr.
- Lexikon zur Soziologie, 5. Auflage. Wiesbaden: VS, 2011 (Hg. gemeinsam mit W. Fuchs-Heinritz, D. Klimke, O. Rammstedt, U. Stäheli, C. Weischer, H. Wienold).
- Capricen. Momente schwuler Geschichte. Hamburg: Männerschwarm, 2014 (Hg.).

Call for Papers

Denken über(-)denken

5. Studentischer Soziologiekongress vom 1. bis 4. Oktober 2015 in Tübingen

Das Thema des 5. studentischen Soziologiekongresses *Denken über(-)denken* eröffnet mindestens zwei Perspektiven: Ob in einem wissenssoziologischen Sinne über das Denken nachzudenken, auf methodologischer Ebene die zur Verfügung stehenden Erhebungs- und Analyse-Werkzeuge genauer zu betrachten, oder die eigenen Paradigmen zu hinterfragen und das Denken zu überdenken; wir möchten allen Formen der Reflexion (und auch der Kritik) Raum geben. *Denken über(-)denken* durchdringt verschiedene Bereiche der Soziologie, sowie gesellschaftliche Entwicklungen und will darauf verweisen, dass in keinem Lebens- oder Wissenschaftsbereich jemals ein Endpunkt gefunden werden kann.

Ganz nach Francis Picabia: »Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann«, wollen wir dazu einladen unterschiedliche Spielarten der Reflexion sowie des Hinterfragens, vor allem aber des Überdenkens und Weiterentwickelns von Theorien, Methodologien und Methoden vorzustellen und für weiteres (Über-)Denken zur Disposition zu stellen.

Es soll dabei nicht darum gehen, nur wissenssoziologische oder epistemologische Perspektiven genauer zu betrachten, sondern Gedanken zu verschiedenen Themen und Bereichen der Soziologie (Migration, Ungleichheit, Gender, Arbeit, Methoden, Technik, Wissenschaft, Wirtschaft, Bildung, Stadt, Organisation ...) sowie angrenzender Disziplinen freien Lauf zu lassen. In diesem Sinne laden wir alle Interessierten sowohl zum 5. Studentischen Soziologiekongress nach Tübingen, als auch zur (inhaltlichen) Mitgestaltung des Kongresses ein.

Weitere Informationen unter: soziologiekongress.de. Anmeldung bitte bis zum 25. Juli 2015 unter soziologiekongress.de/anmeldung/

Noch Fragen? info@soziologiekongress.de

Analysing the global/regional/national/local divide. Comparative perspectives on a »blurred« relationship

Session of the Research Committee on Comparative Sociology (RC 20) at the 3rd ISA Forum of Sociology, July 10 to 14, 2016 in Vienna

Processes of globalization or transnationalization are widely associated with an increasing interdependence of different levels of analysis. The interrelations of these levels are discovered in nearly all social spheres and they influence social change and social action significantly. Though the relationship of the global and the local is subject to a variety of sociological analyses, its dynamics are captured only vaguely. Comparative perspectives enrich their understanding and foster the development of more adequate approaches for further research. Thus, we seek innovative empirical comparative analyses of global/regional/national/local relations. Contributions touching on methodological problems of comparisons across different levels (and thereby heterogeneous units) are also welcome. Possible topics may be, but are not limited to:

Theoretical issues

What theories offer promising insights for a comparative analysis of the global-local divide?

How can the (postulated) difference between the global and the local be captured theoretically?

What characterizes best the different processes between the different levels – coercion, adaption or translation?

Methodological issues

What are the relevant units for comparing different structural levels between the global and the local?

How to grasp these units of comparison adequately?

Which methodological approaches are most promising for analyzing the global/regional/national/local divide?

Substantial empirical analyses

How do markets, organizations, and movements shape the relationship between levels of globalization?

Where do the different levels meet? Are social movements, NGOs or global cities focal points of the global and the local?

The session is organized by Professor Thomas Kern, Professor Michael Hoelscher, and Thomas Laux (Chemnitz University of Technology/Speyer University of Administrative Sciences).

Proposals for presentations (abstracts of maximum 250 words) can be submitted until **September 30, 2015** via the homepage of the 3rd ISA Forum of Sociology: www.isa-sociology.org/forum-2016/.

Sozialstruktur und Kultur

Frühjahrstagung der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse am 25. und 26. Februar 2016 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Das Verhältnis von Sozialstruktur und Kultur ist in den Sozialwissenschaften mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten, Fragestellungen und Theorien immer wieder thematisiert worden. Oft fanden abstrakte Theoriendebatten über die Vorrangstellung des Materiellen oder Ideellen statt. Ertragreicher scheinen die Explikation dieser vieldeutigen Begriffe und die Spezifikation empirisch prüfbarer Hypothesen zu den Zusammenhängen ausgewählter sozialstruktureller und kultureller Phänomene zu sein. Die Zielsetzung der Tagung besteht darin, aus der Perspektive aktueller Ansätze der Sozialstrukturanalyse zu diskutieren, ob und in welcher Form die Sozialstrukturanalyse kulturelle Erweiterungen benötigt.

Unter der Sozialstruktur wird heute meist (a) die Verteilung zentraler Ressourcen, Positionen und Opportunitäten (soziale Ungleichheit), (b) die demografische Zusammensetzung der Bevölkerung und (c) die Verteilung von Handlungspartnern in Form von Milieu-, Netzwerk- und Familienstrukturen in einer Gesellschaft verstanden. Diese Strukturen werden – zum Teil im internationalen Vergleich, zum Teil im historischen Wandel – beschrieben und in ihren Entstehungs-, Reproduktions- und Wandlungsprozessen erklärt. Theorien der Sozialstrukturanalyse, die ohne kulturelle Bezüge auszukommen versuchen oder solche Bezüge auf wenige Grundannahmen reduzieren, operieren oft mit einem Modell ressourcen- oder statusmaximierender Akteure, die auf ökonomische oder institutionelle Kontextbedingungen und deren Wandel reagieren. Dieser Ansatz ist durchaus erfolgreich, doch ist offen, ob und wie er verbessert werden kann. Auf der Tagung soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit dabei kulturelle Konzepte hilfreich sind.

Zwar herrscht über den Kulturbegriff sowie über Gegenstände, Ziele und Vorgehensweisen der Kulturanalyse wenig Konsens. Doch werden bestimmte Konzepte immer wieder zu den kulturellen Grundlagen des Handelns und der Gesellschaft gezählt und bieten sich als Anknüpfungspunkte für eine erweiterte Sozialstrukturanalyse an:

1. Handlungsziele, Werte, Normen, Präferenzen

Aktuell werden Handlungsziele und -motivationen in der Sozialstrukturanalyse oft wenig systematisch konzipiert und untersucht: Welche Tragweite haben Annahmen der Ressourcen- und Statusmaximierung, welchen Maximen folgen Akteure darüber hinaus und wie sind diese sozialstrukturell verankert? Auch ist meist ungeklärt, ob zentrale Handlungsziele dauerhaft festliegen, wie es die Werteforschung postuliert, oder ob sie situationsgebunden sind und relativ variabel gehandhabt werden, wie es Konzepte sozialer Normen, Einstellungen und Präferenzen vorsehen. Zur Frage der biographischen Stabilität und Veränderung von Handlungszielen sind auch Erkenntnisse der Sozialisationsforschung, Entwicklungspsychologie und Lebenslauforschung relevant. Die Sozialstrukturanalyse könnte stärker von theoretischen und empirischen Erkenntnissen dieser Forschungsfelder profitieren. Beispielsweise wäre genauer zu klären, mit welchen Zielvorstellungen Akteure Entscheidungen über ihre Bildungs- und Berufslaufbahn, Familiengründung oder Work-Life-Balance treffen und in welcher Weise diese Entscheidungen sozialstrukturell determiniert sind.

2. Kulturelle Ressourcen, Wissen

Die Ressourcenarten, die die Sozialstrukturanalyse hauptsächlich untersucht, sind monetäre Ressourcen (Einkommen, Vermögen) und Humankapital (meist in Form von Bildungsjahren oder -abschlüssen). Einige neuere Arbeiten thematisieren die Relevanz kultureller Ressourcen, etwa von Fremdsprachkompetenzen sowie anderen institutionell oder informell erworbenen Wissensbeständen. Genauere Kenntnisse über die Ungleichheitsrelevanz verschiedener Kompetenz- und Wissensarten wären für die Sozialstrukturanalyse von großem Interesse. Wünschenswert wäre es auch, viel zitierte Konzepte wie Bourdieus Konzept kulturellen Kapitals theoretisch zu präzisieren, valide zu messen und in ihrer Ungleichheitsrelevanz empirisch zu untersuchen.

3. Symbolische Grenzziehungen, Lebensstile

An der Schnittstelle von Ungleichheitsforschung und Kulturosoziologie werden seit einiger Zeit Prozesse symbolischer Grenzziehungen untersucht, die in Praktiken und Diskursen zum Ausdruck kommen und dem Gewinn von

Distinktion und Status dienen können. Die oftmals qualitativ ausgerichtete Forschung wirft die Frage auf, welche allgemeinen Regularitäten sich dabei abzeichnen, ob die beobachteten Muster kohärenten Lebensstilen entsprechen und wie die ablaufenden Prozesse theoretisch erklärt werden können. Des Weiteren fragt sich, wie wichtig die von der Sozialstrukturanalyse gemeinhin untersuchten Ressourcen, Positionen und Opportunitäten gegenüber kulturellen Interessen und symbolträchtigen Praktiken und Artefakten für Prozesse der Netzwerk- und Milieubildung sind: Welchen Beitrag leisten sozialstrukturelle und kulturelle Konzepte etwa zur Erklärung bekannter Muster der Homophilie, der Gentrifikation oder residentiellen Segregation?

4. Selbstwahrnehmungen, Identitäten

Eine anhaltende Debatte betrifft die Frage, ob sich die Sozialstrukturanalyse mit der Messung objektiver oder leicht objektivierbarer Personenmerkmale (z.B. Klassenposition, Geschlecht, Migrationshintergrund) begnügen kann oder ergänzend subjektiv wahrgenommene Merkmale der sozialen Positionierung erheben sollte (z.B. subjektive Schichteinstufung, Gender, ethnische Identität).

Zu diesen und verwandten Fragen sind originelle Beiträge erwünscht, die das Verhältnis ausgewählter Aspekte von Sozialstruktur und Kultur theoretisch präzisieren und/oder empirisch untersuchen. Von großem Interesse sind auch Vorschläge oder Tests von Messinstrumenten für eine kulturell erweiterte Sozialstrukturanalyse.

Aussagekräftige Abstracts (max. 1 Seite) werden als PDF-Datei bis zum **5. Oktober 2015** erbeten an Gunnar Otte (sekretariat.otte@uni-mainz.de) und Peter Berger (peter.berger@uni-rostock.de).

Religionssoziologie und soziologische Theoriebildung

Jahrestagung der Sektion Religionssoziologie am 15. und 16. April 2016 am Lichtenbergkolleg Göttingen

Bei der Etablierung der Soziologie als eigenständiger Disziplin spielten religionssoziologische Themen und Gegenstände eine prominente Rolle. An ihnen wurden Konzepte entwickelt, die nicht nur für die Religionssoziologie

grundlegend wurden, sondern auch Eingang in den allgemeinen Theoriehaushalt des Faches fanden. Beispiele dafür sind die Charisma- und die Rationalisierungstheorie Max Webers oder Emile Durkheims Konzepte von Sakralität und kollektiver Effervescenz. Auch spätere Soziologen haben in der Beschäftigung mit Religion Arbeiten von grundlegender soziologischer Relevanz hervorgebracht. Man denke nur an den wissenssoziologischen Ansatz von Peter L. Berger und Thomas Luckmann, an das Konzept sozialer Felder von Pierre Bourdieu oder die Arbeiten zum Fundamentalismus des jüngst verstorbenen Martin Riesebrodt.

Umgekehrt wurde die Religionssoziologie in ihren Perspektiven und Forschungsinteressen immer wieder stark von allgemeinen theoretischen Entwicklungen, Paradigmen und Trends in der Soziologie beeinflusst. So hat das lange Zeit vorherrschende Modernisierungsparadigma auch der Beschäftigung mit Religion, insbesondere der Säkularisierungstheorie seinen Stempel aufgedrückt. Die Systemtheorie hat die Aufmerksamkeit vor allem auf religiöse Kommunikation gelenkt, während in der *new religious economics* vor allem Theorien rationaler Wahl religionssoziologisch fruchtbar gemacht wurden. Derzeit provozieren vor allem die sozial- und kulturwissenschaftlichen *turns* wie der *material*, der *visual*, der performative oder der *body turn* neue Perspektiven auf Religion und Spiritualität, ohne dass hier freilich schon größere theoretische Entwürfe sichtbar wären.

Die Tagung nimmt diese Beobachtungen zum Anlass, das komplexe und vielschichtige Verhältnis von Religionssoziologie und allgemeiner soziologischer Theorie genauer zu diskutieren. Erwünscht sind Beiträge, die sich mit folgenden Themen beschäftigen:

Erstens: Welche Paradigmen der soziologischen Theorie werden in der Religionssoziologie gegenwärtig rezipiert? Zur Zeit der Neubegründung der Sektion Religionssoziologie der DGS dominierte die Auseinandersetzung mit den Klassikern wie zum Beispiel Krech und Tyrell (1997), die ihre Ergänzung insbesondere durch die Berücksichtigung neuerer Theorien religiöser Individualisierung, Rational-Choice- und Differenzierungstheorien fand. Für die jüngere Diskussion scheint demgegenüber einerseits ein starker Bedeutungsgewinn empirischer (quantitativer wie qualitativer) Zugänge charakteristisch; andererseits (parallel zur allgemeinen soziologischen Theorieentwicklung) eine zunehmende Theorienvielfalt. Angesichts dieser Pluralisierung von Theoriebezügen strebt die Tagung einen reflexiven Blick auf die Theorierezeption in der Religionssoziologie an: Wie hat sich hier die Verarbeitung theoretischer Ansätze in den letzten beiden Jahrzehnten verändert?

Welche Theoriekonjunkturen sind zu erkennen? Welche Bedeutung haben noch die klassischen Ansätze? Welche neueren makro-, meso- oder mikrosoziologischen Ansätze erweisen sich in der religionssoziologischen Forschungslandschaft als besonders fruchtbar? Vor allem im deutschsprachigen Raum ist zum Beispiel erst in Ansätzen diskutiert, welche Konsequenzen neuere theoretische Entwicklungen wie die ANT (Latour) für die religionssoziologische Forschung und die Konzeptualisierung von Religion und Spiritualität mit sich führen. Welche Impulse gilt es aus benachbarten Zweigdisziplinen wie der Organisations-, der Migrations-, der Architektur- oder der Körpersoziologie aufzugreifen? Welche Effekte zeitigen die vielen sozial- und kulturwissenschaftlichen *turns* der letzten Jahre auf die religionssoziologische Theoriebildung? Gesucht werden nicht Beiträge, die selbst Theorien für bestimmte Forschungsfragen anwenden oder die vorrangig Disziplingeschichte betreiben, sondern solche, die die Theorieanwendung in der jüngeren (deutschsprachigen sowie internationalen) Religionssoziologie kritisch reflektieren.

Zweitens: Wo wird religionssoziologische Forschung selbst theorieproduktiv? Die Bedeutung religionssoziologischer Themen für die klassische Theorieentwicklung lag einerseits begründet in der historischen Bedeutung religiöser Faktoren für die Herausbildung der modernen Gesellschaft (zum Beispiel Max Weber), andererseits in der Eigenart religiösen Sinns, der prototypisch zentrale Merkmale sozialer Tatbestände schlechthin zum Ausdruck bringt (zum Beispiel Durkheim; Berger, Luckmann; Luhmann). Umgekehrt erklärte sich der zwischenzeitliche Bedeutungsverlust der Religionssoziologie (und damit verbunden die Auflösung der Sektion zu Beginn der 1970er Jahre) dadurch, dass man in den Sozialwissenschaften ebenso wie in einer weiteren intellektuellen Öffentlichkeit von einem weitgehenden Bedeutungsverlust der (im Sinne eines substantiellen Begriffs verstandenen) Religion in der Moderne ausging. Spätestens durch die massenmediale Aufmerksamkeit auf religiös begründete Fundamentalismen ist die fortdauernde Bedeutung religiöser Tatbestände jedoch unabweisbar. Die intensive Säkularisierungsdebatte der zurückliegenden Jahre machte etwa deutlich, dass Theorien, welche der Religion im Differenzierungsprozess zwangsläufig einen Bedeutungsverlust attestieren, einer Modifikation bedürfen. Die Implikationen dieser Debatte für die differenzierungstheoretische Perspektive selbst sind indessen noch keineswegs ausgelotet (Schwinn 2013). Welche Erkenntnisse, Fragestellungen, Anregungen zur allgemeinen soziologischen

Theorieentwicklung finden sich also in der gegenwärtigen religionssoziologischen Forschung? Gefragt sind nicht zuletzt solche Beiträge, welche religionssoziologische Arbeiten aus dem Blickwinkel der allgemeinen soziologischen Theorie oder aus dem Fokus anderer Teildisziplinen rezipieren.

Beide Fragenkomplexe sollen dazu dienen, die Debatte über das Verhältnis von Religionssoziologie und soziologischer Theoriebildung zu intensivieren. Kritisch darf dabei in wissenschaftstheoretischer und –soziologischer Perspektive durchaus auch die Frage nach dem (kumulativen?) Erkenntnisfortschritt in der Religionssoziologie zur Sprache kommen.

Die Organisatorinnen und Organisatoren der Tagung bitten um die Einreichung eines Abstracts (max. 1 Seite) bis zum **15. Oktober 2015** an folgende Emailadresse: religionundtheorie@katho-nrw.de Eine Rückmeldung hinsichtlich eines Beitrages auf der Sektionstagung erfolgt bis zum 30. November 2015.

Kontakt:

Marc Breuer

E-Mail: m.breuer@katho-nrw.de

Uta Karstein

E-Mail: uta.karstein@mailbox.tu-dresden.de

Matthias König

E-Mail: Matthias.Koenig@sowi.uni-goettingen.de

Tagungen

Arbeit jenseits der Rentengrenze – Zwischen ›Entpflichtung‹ und ›Unruhestand‹

Herbsttagung der Sektion Alter(n) und Gesellschaft am
18. und 19. September 2015 in Bremen

Immer mehr Menschen in Deutschland und vielen anderen Ländern arbeiten, obwohl sie das Rentenalter erreicht haben oder bereits Rentenzahlungen erhalten. Diese Arbeit kann verschiedene Formen annehmen: Von der fortgesetzten Vollzeittätigkeit bei Aufschub von Rentenzahlungen über Teilzeittätigkeiten, Mini-Jobs und Schwarzarbeit bis zu aufwandsentschädigten ehrenamtlichen Tätigkeiten. Die Grenzen zwischen bezahlter Erwerbstätigkeit und unbezahlten produktiven Aktivitäten verlaufen dabei manchmal fließend. Den unterschiedlichen Formen der Arbeit entsprechend variieren auch subjektive Bedeutungen und Gründe für Arbeit jenseits der Rentengrenze: Spaß an der Arbeit, soziale Kontakte, eine ausgeprägte berufliche Identität, der Wunsch nach einem gleitenden Übergang in den Ruhestand, aber auch finanzielle Notwendigkeit und der Wunsch nach Hinzuverdienst können Arbeit im Rentenalter motivieren.

Die gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit im Rentenalter ist umstritten. Ihre Zunahme wird je nach Position des Betrachters auf sehr unterschiedliche Weise gedeutet und bewertet: Als ein beklagenswertes Fehlen des eigentlich wohlverdienten Ruhestands, als willkommene Flexibilisierung des Lebenslaufs und gelungene ›Aktivierung‹ in der Lebensphase Alter, als ›Lösung‹ für Probleme der demographischen Alterung, etwa der Finanzierung der Sozialsysteme und des Fachkräftemangels, oder aber als Ergebnis eines erfolgreichen Kampfes gegen Altersdiskriminierung.

Die tatsächliche strukturelle Bedeutung der späten Arbeit dürfte von der jeweils betrachteten Teilgruppe arbeitender Rentnerinnen und Rentner ab-

hängen. Ebenso sind die gesellschaftlichen Ursachen der Zunahme von Arbeit im Alter vielfältig: Eine durchschnittlich bessere Gesundheit und höhere Bildung heutiger Rentenzugangskohorten, veränderte Ansprüche an die Lebensphase Alter, geringere allgemeine Arbeitslosigkeit und die Nachfrage nach hochqualifizierten Fachkräften, aber ebenso sinkende Rentenzahlungen und ein wachsender Niedriglohnsektor dürften zu diesem Trend beitragen. Neben individuellen Faktoren wie Bildung, Geschlecht und Gesundheit beeinflussen auch auf den Arbeitsplatz bezogene und betriebliche Gegebenheiten die späte Erwerbstätigkeit, und schließlich prägt auch die sozialstaatliche Rahmung die Neigung zu arbeiten – neben der Höhe, Zusammensetzung und Verteilung von Renteneinkommen sind hier etwa die Möglichkeit des Teilrentenbezugs oder Hinzuverdienstgrenzen (aktuell bei vorgezogenen Renten oder Grundsicherung im Alter) zu nennen.

Die Herbsttagung 2015 der Sektion Alter(n) und Gesellschaft greift den Trend zur Arbeit jenseits der Rentengrenze auf und diskutiert seine Erscheinungsformen, Bedingungen und Folgen für die Lebensphase Alter. Sie wird organisiert von Dr. Simone Scherger (SOCIMUM, Universität Bremen), Mitglied des Vorstands der Sektion Alter(n) und Gesellschaft, und Anna Hokema, Steffen Hagemann und Thomas Lux (SOCIMUM, Universität Bremen). Veranstaltungsort ist der Konferenzraum »Teerhof«, Teerhof 59 in Bremen. Für Rückfragen und Anmeldungen wenden Sie sich bitte an:

Simone Scherger

E-Mail: simone.scherger@uni-bremen.de

Der Mikrozensus als Datenquelle für die empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung.

Einführung in die Arbeitsmarktanalyse und das Arbeiten mit den Daten.
GESIS-Workshop am 24. und 25. September 2015 in Mannheim

Der Mikrozensus als größte laufende Haushaltsstichprobe in Deutschland steht der Wissenschaft u. a. als 70 Ofo-Substichprobe (Scientific Use File) für Forschungsvorhaben zur Verfügung. Der Schwerpunkt des Fragenprogramms liegt auf soziodemographischen, sozioökonomischen und erwerbsstatistischen Merkmalen. Ziel der Veranstaltung ist es, grundlegende Kenntnisse in Bezug auf das Arbeiten mit den Daten sowie einen Überblick über

die Besonderheiten und Analysemöglichkeiten des Mikrozensus zu vermitteln. Im Zentrum stehen Fragen der Arbeitsmarktanalyse. Am ersten Tag werden Fachvorträge über die Konzeption, das Erhebungsdesign und Themenschwerpunkte des Mikrozensus angeboten. Darauf aufbauend werden diese Themen am zweiten Tag in praktischen Übungen vertiefend behandelt. Dabei werden die Statistik-Programme SPSS und Stata verwendet. Von den Teilnehmern der Übungen werden gute Kenntnisse des Syntaxgesteuerten Arbeitens erwartet.

Fachvorträge

Thomas Hausteil, Robert Herter-Eschweiler (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus/Haushalte und Familien): Einführung in den Mikrozensus

Martina Rengers (Statistisches Bundesamt, Arbeitsmarkt): Der Mikrozensus als Basis für Arbeitsmarktanalysen

Felix Weiss (GESIS, GML): Geschlechtsspezifische Ungleichheiten: Berufe und Einkommen

Karin Schuller, Bernhard Schimpl-Neimanns (GESIS, GML): Einführung in die Übungsdaten Campus-File Mikrozensus 2010

Praktische Übungen

Andreas Herwig (GESIS, GML): Erwerbsstatus, Unterbeschäftigung, Stille Reserve und Arbeitssuche

Karin Schuller (GESIS, GML): Geschlechtsspezifische berufliche Segregation

Bernhard Schimpl-Neimanns (GESIS, GML): Einkommensungleichheit zwischen Frauen und Männern

Die Veranstaltung wird von Andreas Herwig, Bernhard Schimpl-Neimanns und Karin Schuller organisiert und in enger Kooperation mit dem Statistischen Bundesamt durchgeführt. Veranstaltungsort ist das GESIS in Mannheim, B2 8. Der Teilnahmebeitrag beläuft sich auf 80 € (Studierende 60 €), die Teilnehmerzahl ist auf max. 15 Personen begrenzt.

Interessenten werden gebeten, sich bis Ende August anzumelden, inkl. der Angabe, ob sie SPSS oder Stata bevorzugen. Ein Anmeldeformular steht unter <https://training.gesis.org/> zur Verfügung

Kontakt:

Andreas Herwig

E-Mail: andreas.herwig@gesis.org

»Antikategorialer Imperativ« – Soziale Netzwerke verstehen und analysieren

Tagung der Sektion Soziologische Netzwerkforschung am 5. und 6.
Oktober 2015 in Köln

Sozial-, Politik-, Wirtschafts-, Kultur- sowie Geisteswissenschaften versuchen, Gesellschaft oder Teilsysteme aus unterschiedlichen Blickwinkeln heraus zu verstehen oder zu erklären. Auch wenn diese Wissenschaften in ihren Themenfeldern und Herangehensweisen zum Teil recht unterschiedlich sind, wird das Soziale meist vor dem Hintergrund klassischer Attribute von Individuen (z. B. Alter, Geschlecht) bzw. von Gruppen (z. B. Ethnie) eruiert. Hierbei werden soziale Einheiten meist als unabhängig betrachtet.

Vor dem Hintergrund des antikategorialen Imperativs soll Soziales neu gedacht werden. Neben den oben genannten klassischen Kategorien sollen vor allem relationale Aspekte und damit die Einbettung von sozialen Einheiten in ihr Umfeld stärker in den Fokus rücken. Wie beispielweise entstehen soziale Netzwerke, welche Bedeutung besitzen diese, wie verändern sie sich und welchen Einfluss haben sie auf das soziale Verhalten?

Die Annäherung an den antikategorialen Imperativ kann aus unterschiedlichen Richtungen geschehen. Auf theoretischer Ebene können dies »Grand Theories« sein, die auf klassischen Ansätzen wie zum Beispiel jenen von Norbert Elias, Siegfried Nadel, George Simmel basieren oder auch neuere Ansätze, wie beispielsweise von Harrison White, John Padgett, Mustafa Emirbayer oder auch Bruno Latour, die alle vor allem das Relationale in den Fokus stellen. Aber auch Ansätze, die nicht explizit relational sind, aber dennoch Erklärungsgehalt für die Netzwerkanalyse liefern können, sind hier eingeschlossen. Theorien der »mittleren Reichweite«, wie beispielsweise von Mark Granovetter (strong and weak ties), Ronald Burt (Structural Holes) oder von Pierre Bourdieu sowie Nan Lin (Sozialkapital), sind hier ebenfalls von großer Bedeutung. Zudem kann sich dem Forschungsfeld qualitativ wie quantitativ genähert werden. Hierbei existieren wiederum neue Erhebungs- wie auch Auswertungsverfahren. Zu nennen wären hier beispielsweise Netzwerkkarten, Onlinefragebögen, ERGMs oder auch Blockmodelle. Daneben nimmt die Anwendungen von Netzwerken in der Praxis und in verschiedenen Anwendungsfeldern (z.B. Intervention oder auch Evaluation) eine immer größere Rolle ein.

Diese Tagung möchte somit nicht nur unterschiedliche Disziplinen ansprechen, sondern auch versuchen, Theorien, methodische Verfahren und

Praxisanwendung – vor dem Hintergrund der relationalen Analyse – zusammenzubringen und zusammenzudenken. Die Tagung soll daher ein Forum für innovative und neue Ideen eröffnen und widmet sich unter anderem folgenden Fragestellungen:

- Wie können »nicht-relationale« und/oder relationale Theorien empirisch umgesetzt werden? Dies kann theoretisch jedoch auch anhand konkreter Forschung nachgezeichnet werden.
- Wie verändern sich Netzwerke über die Zeit? Wie entstehen diese und wie wirken sich diese auf das Soziale aus? Wie kann dies erklärt werden?
- Wie können klassische Theorien in den neuen Diskurs über den Rationalismus eingebunden werden? Welche Rolle spielen neuere Ansätze und wie können diese in die Forschung integriert werden?
- Wie können »Diskursnetzwerkanalyse« oder »Netzwerkanalyse und Sinnstrukturen« miteinander verbunden werden?
- In welcher Beziehung stehen Netzwerke und Systeme? Welchen Beitrag leistet die Komplexitätsforschung?
- Wie werden neue Erhebungs- und Auswertungsverfahren angewandt und welche Probleme ergeben sich dabei?

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an die Organisatoren Markus Gamper, Lea Ellwardt, Holger Spieckermann und Haiko Lietz.

Kontakt:

E-Mail: m.gamper@uni-koeln.de

Der »practice turn« als Herausforderung sozial-konstruktivistischer Organisationsforschung

Veranstaltung des Arbeitskreises Interpretative Organisationsforschung auf dem Sektionskongress der Wissenssoziologie, Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, 8. bis 10. Oktober 2015

Sollte es je einen Punkt gegeben haben, an dem sicher zu bestimmen gewesen wäre, was eine Organisation ist, wie sie funktioniert und in welchem Zusammenhang sie mit anderen sozialen und gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen steht, dann liegt er sicher nicht in der Gegenwart. Die Einsicht, dass Organisationen mehr und anderes sind als »soziale Gebilde, die

dauerhaft ein Ziel verfolgen und eine formale Struktur aufweisen, mit deren Hilfe Aktivitäten der Mitglieder auf das verfolgte Ziel ausgerichtet werden sollen« (Kieser, Kubicek 1983), gehört zwar schon lange zum Common Sense der Organisationsforschung. Eine weitgehend geteilte neue Vorstellung von Organisationen ist aber nicht an die Stelle von traditionellen Modellen rationaler und bürokratischer Organisation getreten – die Organisationsforschung ist vielmehr von einer eindrucksvollen Vielfalt an Beobachtungsperspektiven und Theorien geprägt.

Zu dem bereits bestehenden breiten Spektrum an theoretischen Zugängen zur Organisationsforschung, in dem auch konstruktivistische Theorien unterschiedlicher Couleur eine nicht unbedeutende Rolle spielen, sind in jüngerer Zeit Ansätze hinzugekommen, die den »practice turn« in den Sozialwissenschaften aufgreifen und praxistheoretische Annahmen in die Organisationsanalyse einbringen. Diese Ansätze fokussieren meist einen zentralen Aspekt des Organisierens: die Fluidität von organisationalen Strukturen und Grenzen und die Prozesshaftigkeit des Geschehens (Hernes 2008, 2014; Hernes, Maitlis 2010; Jarzabkowski et al. 2007; Whittington 2006; 2007; Vaara, Whittington 2012), die Bedeutung von Artefakten als Teilnehmer organisationaler Praktiken (Lengersdorf 2011; Schmidt 2012), die Bedeutung des praktischen Tuns im organisationalen Lernen (Gherardi, Nicolini 2002; Wenger 1998), die konstitutive Bedeutung von Kommunikation (Blaschke, Schoeneborn, Seidl 2012; Cooren et al. 2011) oder die Bedeutung von Routinen (Geiger, Koch 2008) – um nur einige zu nennen.

»Practices«, so legen bspw. Vaara und Whittington (2012) ihren Überlegungen zum »Strategizing« und »Organizing« zugrunde, »are accepted ways of doing things, embodied and materially mediated, that are shared between actors and routinized over time«, und im Zusammenwirken von Akteuren (»practitioners«) und Praktiken (»practices«) werden die Normen, Regeln und Interpretationen aktualisiert, die in einer Organisation gültig sind und sie kommunikativ konstituieren. Eine vertiefte theoretische Auseinandersetzung mit solchen Annahmen findet in der aktuellen Organisationsforschung jedoch kaum statt, und ein umfassenderes Bild von »Organisation als Praxis« ist so wenig ausgearbeitet wie es bereits hinreichend diskutiert ist, ob und wie weit praxistheoretische Perspektiven die Theorie und Empirie von Organisationen weiter führen als andere Ansätze der Organisationsforschung. Werfen sie, so ist zu fragen, tatsächlich ein neues Licht auf Organisationen und tragen zu einem erweiterten Verständnis von Organisationen bei? Sind

sie so ausgearbeitet, dass sie als Theorie von Organisationen konzipiert werden können? Oder geben sie nicht mehr als rhetorische Impulse für die Diskussion von Problemen, die mit dem bestehenden Theorieangebot, insbesondere einem sozialkonstruktivistisch, interpretativ beziehungsweise wissenssoziologisch fundierten, hinreichend zu bearbeiten sind?

Vor dem Hintergrund der aktuellen Theorienvielfalt und solcher Fragen, Hoffnungen und Bedenken möchte der Arbeitskreis Interpretative Organisationsforschung eine Diskussion führen, in der die Frage nach dem Stand praxistheoretischer Anregungen und Ausarbeitungen für die Organisationsforschung erörtert werden soll. Nähere Informationen zu dieser Veranstaltung erhalten Sie bei:

Sylvia Marlene Wilz

E-Mail: sylvia.wilz@fernuni-hagen.de

Lost in Perfection: Folgen und Grenzen von Optimierung in Kultur und Psyche

Internationale, transdisziplinäre Tagung am 9. Oktober 2015 an der Universität Hamburg

Permanentes Ringen um Optimierung kann als eine der gegenwärtig bedeutsamen kulturellen Leitvorstellungen gelten: Die fortwährenden Steigerungen von Leistung und Effizienz, das Bemühen um Selbstverbesserung und alltägliches Multitasking werden als notwendig erachtet, um mithalten zu können im beschleunigten Wettbewerb. In verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen und in der individuellen Lebenspraxis entstehen somit vielfältige Optimierungszwänge und neuartige Perfektionierungsbestrebungen sowie damit verbundene Konflikte und Widersprüche. So wirkt sich der Druck zur steten Verbesserung und Effizienzsteigerung nicht nur in Beruf und Bildung aus, sondern auch in der Familie, in Eltern-Kind- und Paarbeziehungen, im Verhältnis zu Körper und Selbst, sowohl im Öffentlichen als auch im Privaten. Entsprechend stellen sich die Fragen nach den psychischen Folgen und Kosten, nach den Widersprüchen und Grenzen von Optimierung, die im Rahmen dieser internationalen transdisziplinären Tagung diskutiert werden sollen. Von besonderem Interesse sind hierbei die Auswirkungen sozialen Wandels auf die

Individuen, die Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Psyche sowie die Verschiebungen im Verständnis von »Pathologie« und »Normalität«.

Folgende Vorträge sind Teil des Programms:

Alain Ehrenberg: »Die beiden Bedeutungen des Begriffs »Sozialpathologie« – zur Anthropologie des Unglücks in individualistischen Gesellschaften«

Ève Chiapello: »Optimierung im Kontext von Finanzialisierung«

Heinz Bude: »Die Angst als Schlüssel zum Sinn des Ganzen«

Eva Illouz: »Intimität und Selbst – vom Verblassen zweier Fluchtpunkte am Horizont«

Ada Borkenhagen: »Optimierte Körper – Todesabwehr im Kontext von Schönheitsmedizin«

Vera King, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa u.a.: »Es gibt viel Fortschritt, aber das heißt nicht, dass es besser wird.« Widersprüche der Perfektionierung in der beschleunigten Moderne«

Anschließend findet eine Podiumsdiskussion mit allen Referentinnen und Referenten statt. Alle Beiträge werden simultan ins Deutsche bzw. Englische übersetzt.

Veranstaltet wird die Tagung von der Forschungsgruppe des APAS-Projekts (Universität Hamburg, International Psychoanalytic University Berlin, Friedrich-Schiller-Universität Jena): Prof. Dr. Vera King, Prof. Dr. Benigna Gerisch, Prof. Dr. Hartmut Rosa, Dr. Diana Lindner, Christiane Beerbom, Katarina Busch, Benedikt Salfeld-Nebgen, Julia Schreiber, Niels Uhlendorf. Gefördert von der VolkswagenStiftung in der Förderlinie »Schlüsselthemen für Wissenschaft und Gesellschaft«.

Die Tagung findet im Anna-Siemsen-Hörsaal der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg statt, die Teilnahme ist kostenlos. Für die Anmeldung und weitere Informationen kontaktieren Sie bitte:

Julia Schreiber, Niels Uhlendorf

E-Mail: apas@uni-hamburg.de

Arno Bammé

Die Normalität des Krieges

Offensichtlich gehören Kriege zu den Elementarerscheinungen zwischenmenschlichen Zusammenlebens und sind, unabhängig von Zeit und Raum, im tiefsten Wesen des Menschen verankert. Merkwürdigerweise haben sie in den Gesellschaftstheorien der Soziologie keinen Niederschlag gefunden. Würde man Kriege in all ihren Erscheinungsformen vorbehaltlos als kontinuierliches Sozialgeschehen und gewaltige kulturelle Transformationskraft analysieren und nicht als vereinzelte Unglücksfälle der Geschichte abtun, wären die gegenwärtigen Theorien der Moderne (Habermas, Luhmann, Bourdieu, Foucault etc.) um einiges realistischer und empirisch gehaltvoller.

At all times and throughout the world there have been wars. It seems that wars are a substantial part of human life. But there is no reflection on this phenomenon in the social theories of modern sociology, neither, for example, in those of Habermas and Luhmann nor in those of Bourdieu and Foucault. If sociologists were to perceive the meaning of wars as a continual part of social life and a strong cultural power of transformation, instead of putting them away as singular accidents of history or relapses into barbarism, their theories of modernity would become more realistic and more valuable, not only in a historical sense, but in an empirical sense, too.

Stefanie Eifler, Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik, Dagmar Krebs

Die Methodenausbildung in soziologischen MA-Studiengängen: Bestandsaufnahme und Diskussion

Der vorliegende Beitrag beschreibt den Stand der Ausbildung in quantitativen und qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung in den Master-Studiengängen »Soziologie« an deutschen Universitäten. In einem ersten Teil der Studie werden die formalen Kriterien zunächst für den Zugang zu den Masterstudiengängen »Soziologie« und danach für die Methodenausbildung anhand der Modulhandbücher vorgestellt. Ein zweiter Teil der Studie befasst sich mit Art und Umfang der Methodenausbildung. Die Analysen beziehen sich auf verschiedene Elemente der Methodenausbildung. In einem dritten Teil des Beitrags werden schließlich Empfehlungen im Hinblick auf die Zulassung zu den Masterstudiengängen und zur Gestaltung der Methodenausbildung im Master-Studiengang »Soziologie« an Universitäten formuliert.

The present article reports on the training in social science methodology in Master's Programs of Sociology at German universities. A first part of the study deals with formal criteria for the admission to a Master's program and the training in social science methodology. A second part of the study is concerned with the training in social science methodology with regard to content and extent. Our analyses refer to different elements of trainings in social science methodology. Finally, a third part of

the study includes recommendations concerning the admission to Master's programs of Sociology and the design and organization of training in social science methodology at German universities.

Michaela Pfadenhauer, Stefanie Enderle, Felix Albrecht **Studierkulturen**

Der Zusammenschluss des Forschungszentrums Karlsruhe, einer Einrichtung der Helmholtz Gemeinschaft, und der Universität Karlsruhe (TH) zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT) dient als Beispiel für die Frage, wie (Groß-)Forschung in das Studium heute integriert werden kann. Während sich dort die Bemühungen vor allem auf die Einbindung des wissenschaftlichen Personals des Forschungszentrums in die Lehre richten, wird mit der Akzentuierung, welche Aspekte ›Studieren‹ konstituieren, ein alternativer Zugang zur generellen Frage gewählt, ob Forschung und Lehre heute noch verbunden werden können. Mit dem am Beispiel studentischer Fachkulturen der Wirtschaftswissenschaften, Physik und des Maschinenbaus exemplifizierten Konzept der ›Studierkulturen‹ wird zum einen die Heterogenität von Studieren angedeutet, zum anderen das auf die Fabrikation von Erkenntnis begrenzte Konzept der Wissenskulturen um den Blick auf Praktiken und orientierenden Relevanzen erweitert, die dem Eintritt in die Wissenskulturen vorausgehen.

The paper deals with the merger of Forschungszentrum Karlsruhe, a research centre in the Helmholtz Association, and Universität Karlsruhe into the Karlsruhe Institute of Technology (KIT). By using this example the question of how to integrate Big Science in the courses of study is brought up. While the main focus of the KIT has been on integrating research centre scientists into teaching, a different approach is used by analyzing the factors that constitute ›studying‹ today and investigating whether there is (still) a way to link studying to research and science. By introducing and exemplifying the term ›cultures of studying‹ in the light of business sciences, mechanical engineering and physics, not only the heterogeneity of studying is highlighted. Moreover, it provides a theoretical supplement to the concept of ›epistemic cultures‹ that is limited to the creation and assertion of knowledge yet. It is suggested to expand the concept not only by knowledge transfer but rather by certain relevancies and orientation on the context of the acquisition of knowledge.

Nadine Sander, Miklas Schulz
Herausforderungen und Potentiale bei online geführten
Gruppendiskussionen

Die gängige, offline geführte Face-to-Face-Gruppendiskussion ist elementarer Bestandteil des qualitativen Forschungssettings. In den letzten Jahren wurde dieses Setting im Zuge einer Durchdringung der Gesellschaft mit digitalen Medien durch neue Formen qualitativer Datenerhebung – die sich diese Technikzunahme im Alltag zu Nutze gemacht haben – erweitert. Insbesondere das Internet und seine vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten besitzen gegenwärtig Einfluss auf unser Denken, Alltagshandeln und Forschen. Es liegt daher nahe, Gruppendiskussionen auch vermehrt online durchzuführen. Der Beitrag befasst sich vor diesem Hintergrund mit Fragen nach Möglichkeiten und Besonderheiten einer rekonstruktiven Analyse digitaler Daten am Beispiel online geführter, chat-basierter Gruppendiskussionen. Er nennt zentrale Herausforderungen sowie in der Forschungspraxis liegende Potentiale, die aus der besonderen, mediatisierten Erhebungssituation entstehen können. Betrachtet wird dabei auch das interessante Zusammentreffen von Phänomenen der Analyse schriftbasierter Kommunikation mit den Aspekten situierter Technikaneignung im routinisierten Alltag der Menschen.

The popular face-to-face discussion executed offline is an elementary component of the qualitative research setting. In the past few years – due to the permeation of society by digital media – the latter has been expanded by new forms of qualitative data acquisition which make use of the increasing amount of technology in everyday life. In particular, the internet and its multiple possibilities of utilization have great impact on our way of thinking, our daily routine and our research activities. Therefore, it suggests itself to further online group discussions as well. Against this background, the article deals with the possibilities and special features of a reconstructive digital data analysis using the example of online-conducted chat-based group discussions, thereby naming central challenges as well as potentials of the research practice, which may arise from the specific media-based situation of inquiry. As will become clear, the phenomena gained from the analysis of written-based communication coincide again in an interesting way with aspects of the appropriation of technology by the people in their daily routine.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

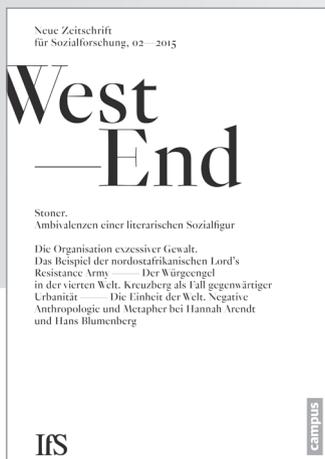
Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«** nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung



Institut für Sozialforschung (Hg.)

WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung

Heft 1/2015: Ethik im Finanzsystem?

12. Jahrgang, 2015 - 2 Hefte jährlich. 192 Seiten

Einzelausgabe € 14,- · Abonnement € 12,-

ISBN 978-3-593-50321-9

»Ethik im Finanzsystem« kann einerseits die gesetzlich verankerte moralische Einbettung des Finanzsystems bezeichnen, andererseits moralische Motivationen und Deutungsmuster von Individuen oder Gruppen im Finanzsystem. Die aktuelle Ausgabe von »WestEnd« fragt nach der Berufsmoral von Bankern, untersucht eine Reihe von »ethischen« Banken, die das Selbstbild einer moralischen Avantgarde pflegen, und beleuchtet kritisch Anspruch und Wirklichkeit der »Äquator-Prinzipien«, eines selbst gesetzten ethischen Rahmenwerks zum Schutz von Menschenrechten in internationalen Finanzkonsortien.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinungen

Rüdiger Peuckert

Das Leben der Geschlechter

Mythen und Fakten zu Ehe,
Partnerschaft und Familie

2015. 204 Seiten. € 29,90
ISBN 978-3-593-50295-3

Befindet sich Deutschland tatsächlich auf dem Weg in die »Single-Gesellschaft«? Sind Online-Beziehungen »normal« Beziehungen unterlegen? Hat der Feminismus die Frauen trotz aller Errungenschaften unglücklicher gemacht? Fördern Kinder tatsächlich die Lebenszufriedenheit der Eltern? Was hat die Liebe damit zu tun, dass Arm und Reich in Deutschland immer weiter auseinanderdriften? Und wie reagieren die Männer angesichts des Wandels der traditionellen Rollenvorstellungen? Entlang solcher Fragen konfrontiert Rüdiger Peuckert Alltagsmythen aus dem Bereich Geschlechterverhältnis, Partnerschaft, Familie, und Sexualität mit den Ergebnissen nationaler und internationaler empirischer Studien.

Ulla Bock

Pionierarbeit

Die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984 – 2014

2015. 325 Seiten. € 29,90
ISBN 978-3-593-50301-1

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist noch relativ jung. Ulla Bock hat Wissenschaftlerinnen der Jahrgänge 1934 bis 1949 befragt, die die ersten Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung innehatten. Die Interviews beleuchten Prozesse der Institutionalisierung von Geschlechterforschung an den Hochschulen ebenso wie Handlungsimpulse, Entwicklungslinien und Brüche: ein Stück Wissenschaftsgeschichte und ein Beitrag zum Dialog zwischen den Generationen.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Internationale Arbeitsstudien

Herausgegeben von Klaus Dörre und Stephan Lessenich



Hans-Jürgen Bieling, Daniel Buhr (Hg.)
Europäische Welten in der Krise
Arbeitsbeziehungen und
Wohlfahrtsstaaten im Vergleich

2015. 354 Seiten. € 29,90. Band 11
ISBN 978-3-593-50276-2

Mit der Fortdauer der Wirtschafts- und Finanzkrise sind die nationalen Arbeits- und Sozialsysteme der EU-Mitgliedstaaten einem verschärften Reformdruck ausgesetzt. In dem Band wird untersucht, wie sich dieser Druck in einzelnen Wohlfahrtsstaaten darstellt und wie Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände und Regierungen auf ihn reagiert haben. Es wird sichtbar, dass sich die verfolgten Strategien beträchtlich unterscheiden: Sie bewegen sich im Spannungsfeld von Konfliktorientierung und Krisen-korporatismus und sind stark durch die Organisationsmuster der nationalen Kapitalismusmodelle geprägt.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinung



Angela Graf

Die Wissenschaftselite Deutschlands

Sozialprofil und Werdegänge
zwischen 1945 und 2013

2015. 326 Seiten. € 34,90
ISBN 978-3-593-50297-7

Wer zählt zur deutschen Wissenschaftselite und wie rekrutiert sie sich? Gestützt auf empirisches Datenmaterial zeichnet Angela Graf das Sozialprofil und die Werdegänge der Wissenschaftselite von 1945 bis heute nach. Dabei zeigt sich, dass soziale Herkunft erheblichen Einfluss auf die Karriere hat. Der weit überwiegende Anteil der Elitemitglieder stammt aus hochprivilegierten Familienverhältnissen. Umgekehrt findet sich bei den wissenschaftlichen Koryphäen eine engere familiäre Bindung zum akademischen Feld. Die Ergebnisse erlangen angesichts der aktuellen hochschulpolitischen Initiativen zur Förderung wissenschaftlicher Eliten besondere Brisanz, da sie das propagierte meritokratische Prinzip infrage stellen.

